



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„[N]omen – Der strukturelle Zusammenhang von Name
und Identität im generationsspezifischen Überblick“

verfasst von / submitted by

Gloria Johanna Horn, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 656

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium CREOLE
Cultural Differences and
Transnational Processes

Betreut von / Supervisor:

Dr.ⁱⁿ Patricia Zuckerhut, Privatdoz.

Danksagung

Danke an alle Forschungsteilnehmer*innen! Euer Vertrauen in meine Arbeit und der Wille euch jeder meiner Fragen zu stellen, sind mir unendlich teuer. Ihr habt diese Forschung ermöglicht.

Danke an meine Eltern, Familie und Freund*innen! Ihr habt mich bedingungslos begleitet und mir durch Transkribieren, Korrekturlesen und viel liebevolle Unterstützung den Rücken freigehalten.

Danke an Matthias, meinen *partner in crime*! Dein Zuspruch, dein offenes Ohr, dein Mitdenken und jede Blitzidee verliehen mir Leichtigkeit, Motivation und Freude an dieser Masterarbeit.

Danke vor allem auch an Dr.ⁱⁿ Patricia Zuckerhut, Privatdoz., meine Betreuerin, die mich mit viel Geduld und Weitblick unterstützte.

Inhaltsverzeichnis

1	<u>EINLEITUNG</u>	1
1.1	KULTUR- UND SOZIALANTHROPOLOGISCHE GEDANKEN ZUM <i>SO GENANNTEN</i> SELBST	2
1.2	FORSCHUNGSGEGENSTAND.....	7
1.2.1	Forschungsfrage _____	9
1.2.2	Forschungsdesign und qualitatives Paradigma _____	10
2	<u>METHODEN</u>	12
2.1	DATENERHEBUNG.....	13
2.1.1	Autoethnographie _____	15
2.1.2	Beobachtungen _____	17
2.1.3	Informelle Gespräche _____	17
2.1.4	Reflexionspartner*innen _____	19
2.1.5	Interviews _____	20
2.1.5.1	Methodische Detailgestaltung _____	21
2.1.5.2	Interviewpartner*innen _____	24
2.1.5.3	Interviewsetting, -ablauf und -bearbeitung _____	29
2.1.6	Datenerfassung _____	31
2.2	DATENANALYSE.....	33
2.2.1	QDA-Programm: ATLAS.ti _____	34
2.2.2	Intuitive Wahl der Analysemethode _____	36
2.2.2.1	Objektive Hermeneutik _____	37
2.2.3	Das Zusammentreffen objektiver Hermeneutik und <i>Grounded Theory</i> _____	39
3	<u>NAME, IDENTITÄT UND ANDERE ÜBERLEGUNGEN</u>	42
3.1	NAME: VOM URSPRUNG BIS ZUR GEGENWART.....	43
3.1.1	Nachnamen _____	45
3.1.1.1	Gesetzliche Rahmenbedingungen in Österreich _____	46
3.1.2	Vornamen _____	50
3.1.3	Sein oder nicht sein?! – die existenzielle Wirksamkeit von Namen _____	54
3.1.3.1	Namensgebung _____	55
3.1.3.2	Subjektivierungsprozess _____	57
3.1.4	Gedankenexperiment: Namensänderung _____	60
3.2	GRUNDSATZDISKUSSION: IDENTITÄT.....	62
3.2.1	Schwerpunkte der Identitätsforschung _____	66
3.2.1.1	Psychoanalytisches Fundament _____	66
3.2.1.2	Messbarkeit von Identität _____	68
3.2.1.3	Erweiterung des Einflussradius der Identitätsforschung _____	70
3.2.2	Von Ich-Identität zu <i>identity politics</i> _____	74

4	SYNTHESE	76
4.1	BESCHREIBUNG DER DATEN	77
4.1.1	Spiele	78
4.1.2	Codebeziehungen im Netzwerk	79
4.1.3	CVD-Tendenzen	84
4.2	BEDEUTUNGSSTRUKTUR „GENERATIONSWANDEL“	89
4.2.1	Skizzierung der stützenden Grundlage	89
4.2.1.1	Generationsbegriff	90
4.2.1.2	Inhaltliche Säulen: Vorname, Nachname, Identität	92
4.2.2	Struktureller Zusammenhang: das Konzept	95
4.2.2.1	Generation 1	96
4.2.2.2	Generation 2	99
4.2.2.3	Generation 3	101
4.3	DIE G4-HYPOTHESE	105
5	CONCLUSIO	109
5.1	FAZIT	110
5.2	DISKUSSION UND AUSBLICK	114
6	QUELLENVERZEICHNIS	116
6.1	BIBLIOGRAFIE	116
6.2	INTERNETQUELLEN	121
6.3	GESETZESTEXTE	122
6.4	SONSTIGE QUELLEN	122
7	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	124
	ANHANG	125
	ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	125
	ABSTRACT	126
	Zusammenfassung (Deutsch)	126
	Abstract (English)	127

1 Einleitung

Wer bist du?

Viele Menschen antworten auf diese Frage spontan mit ihrem Namen. Ob sie dabei ihren Vor- oder Nachnamen nennen, hängt davon ab, was sie instinktiv mit ihrem Namen verknüpfen – ihr Ich oder ihre familiäre Abstammung. Bei genauerer Betrachtung kann diese Frage auf viel mehr abzielen als nur auf die Benennung einer Person. Es steht eine Dualität im Raum, die zusätzlich zum Namen offen zu legen vermag, welche Person sich hinter dieser Bezeichnung verbirgt. Dies kann als Frage nach dem Selbst verstanden werden und steht im unmittelbaren Zusammenhang mit „dem, was jemanden ausmacht“, was für viele Leute ein Synonym für Identität verkörpert. Doch auch diese Phrase führt, gleich wie der Name, wieder zur Frage „Wer bist du?“ zurück.

Obwohl Namen einst ein simples Mittel zum Zweck waren, um die Administration von großen Gesellschaftsbündnissen wie z.B. Nationen zu vereinfachen, erlangten sie im Laufe der Zeit erheblichen sozialen Wert (Scott 1998; Scott/Tehrani/Mathias 2002; Linsberger 2012). Sich durch einen Namen auszuweisen bzw. so seine*ihre Identität preiszugeben, ist heutzutage eine Selbstverständlichkeit. Deswegen wird der Zusammenhang von Namen und Identität voreilig auf ihre rein formale, bürokratische Beziehung reduziert. Wie aber kann es sein, dass ein Name die Gesamtheit einer Person repräsentiert und dabei der Großteil ihres Daseins – die Identität – außen vorgelassen wird?

Identität zu definieren ist hierbei wohl die größte Herausforderung. Ob es die Wesenszüge, der Lebenswandel oder die Wirkung einer Person nach außen ist, sei dahingestellt. Fest steht, dass Menschen an ihre Namen auf administrativer und persönlicher Ebene gebunden sind. Warum sonst scheint es dem Gros der österreichischen Bevölkerung nicht egal zu sein, wenn der Fortbestand ihres Namens zur Debatte steht. Je nach Lebenserfahrung und sozialem Umfeld sind die Zugänge dazu jedoch unterschiedlich und mehr oder weniger komplex. Das bedeutet, dass manche Generationen mehr Wert auf die Wechselwirkung zwischen ihrem Namen und ihrer Identität legen könnten als andere. Deswegen widmet sich diese Forschung dem Versuch der Erklärung, welche Generation wie zu ihrem Namen steht und was ihre Auffassung von Identität damit zu tun hat.

1.1 Kultur- und sozialanthropologische Gedanken zum *so genannten* Selbst

Die Voraussetzung für die tiefgründige Erfahrung von Identität ist das Konzept der Person. Sie ist das Subjekt selbst, auf das sich die Identität bezieht. Erst wenn ein Mensch den Status einer Person annimmt und als diese mit anderen Personen sinnbildlich auf Augenhöhe in Kontakt tritt, scheint die Idee einer persönlichen Identität logisch. Darüber hinaus bedarf es absoluter Transparenz hinsichtlich des Konzepts Person, um das Thema Namen diskutieren zu können. Denn die unumgängliche Verbindung zwischen Mensch, Person, Benennung und Name provoziert schlussendlich doch die eine oder andere elementare Sinnfragen.

Marcel Mauss versteht unter Person das Selbst, das Ich, das unter dem Einfluss des menschlichen Bewusstseins und Moralverständnisses steht (1985 [1938], 1-4). Nicht nur wegen der ausführlich dokumentierten Statuten des persönlichen Rechts im alten Rom und Griechenland, sondern auch wegen sprachlicher Affinitäten schreibt Mauss den Ursprung der abstrakten Person den Ideen dieser Völker zu. Diese Ansicht gilt längst als ethnozentrisch beeinflusst und veraltet. Sie wurde von dem Wissen überholt, dass die Vorstellung des Personenkonzepts heterogen und kulturell geprägt ist (vgl. u.a. Shweder/Bourne 1984; La Fontaine 1985; Lienhardt 1985; Strathern 1988; Macintyre 1995; LiPuma 1998; Mallett 2003).

Bereits die Sprache, auf die sich Mauss eigentlich bezieht, gibt vor, dass Menschen unterschiedlicher Kulturkreise Personen anders beschreiben. Befragte aus den USA erklären den Charakter oder die Natur einer ihnen bekannten Person mit abstrakten Begriffen. Diese beziehen sich ausschließlich auf das Individuum und sind frei von Kontext. Menschen aus Indien hingegen beschreiben ihre Bekannten immer im Kontext einer Situation und damit in Bezug zu anderen Personen (Shweder/Bourne 1984, 172- 188). Im internationalen Vergleich bedeutet dies, dass die kulturelle Sozialisierung vorausschickt, ob ein Mensch das Konzept Person im Kontext mit anderen Personen versteht oder das Selbst systematisch abstrahiert. Jener kognitive Unterschied wird durch Sprache sichtbar und obliegt der soziozentrischen (Indien) und egozentrischen (USA) Sozialisierung des jeweiligen Herkunftslandes (ebd., 188f.). Ein weiterer Beweis für den Facettenreichtum hinsichtlich des Verständnisses von Person lässt sich bei einer Erfahrung der australischen Anthropologin Shelley Mallett feststellen. Als sie in einem Seminar über die Theorie des Körpers und das Gendern von Subjekten in Anbetracht des Selbst sprach, erhielt sie die Rückmeldung einer indischen Frau, dass ihre begriffliche Vorstellung von Person keinen Sinn ergibt und überhaupt nicht ihrer Erfahrung entspricht. Mallett wurde sich daraufhin ihrer ethnozentrisch limitierten, westlich beeinflussten

Perspektive auf das Selbst und die Grundidee von Person und Körper bewusst (Mallett 2003, 12f.).

Generell deutet der dichotomische Gedanke der Subjektivierung und Objektivierung, also der Unterschied zwischen Person und Körper zum Beispiel auf die An- oder Abwesenheit des Selbst hin. Wie durch die dargestellten Studien und Erfahrungen ersichtlich wurde, kann die Art der Subjektivierung von Menschen oberflächlich in ‚westliche‘ und ‚nicht-westliche‘ Vorgehensweisen eingeteilt werden. Ob ein Mensch beispielsweise bei den Tubetube in Melanesien als objektivierter Körper oder subjektive Person wahrgenommen wird, hängt davon ab, in welcher Beziehung besagter Mensch zum Tubetube Klan steht. Erneut gibt der Kontext an, ob einem Menschen das Dasein einer Person (engl. *personhood* [Menschsein]) zugesprochen wird oder lediglich die eines unpersönlichen Körpers (Macintyre 1995, 36).

Macintyres Beobachtung korreliert mit den ethnographischen Erfahrungen und Theorien von Strathern, welche durch ihr Werk „*The Gender of the Gift*“ (1988) den Begriff *partibility* [Teilbarkeit] innerhalb dieser Thematik nachhaltig prägte. Sie stellt sowohl hinsichtlich der Entstehung von *personhood* als auch in der globalen Verteilung dieser Praxis (Stichwort: „The West and the Rest“ nach Stuart Hall 1992) eine grob gefasste Dualität fest. Stratherns Studien in Melanesien zeigen, dass *personhood* bei Einzelpersonen wie auch im Kollektiv durch interpersonelle Beziehungen entsteht. Dadurch befinden sich die Menschen untereinander bewusst in ständiger Gegenseitigkeit. Sei es durch das Medium der Kommunikation, ohne Vermittlung, körpereigen oder -fremd – Beziehungen zwischen Menschen (singular oder plural) provozieren eine Art beidseitigen Austausch. Dieses Phänomen spricht die fiktive Teilbarkeit eines Menschen an, durch die sich die eigene *personhood* der jeweiligen Einzelperson entwickelt (Strathern 1988). Während viele nicht-westliche Menschen diesen personengenerierenden Prozess der Teilbarkeit durch Beziehungen intuitiv zelebrieren, baut der globale Westen¹ das Konzept der Person auf den Gegensatz zwischen Individuum und Kollektiv auf. Natürlich entstehen auch hier Kontakt und Beziehungen zwischen den einzelnen Individuen. Der mit nicht-westlichen Kulturen vergleichbare, interpersonelle Austausch mit dem Ziel der Weiterentwicklung von *personhood* findet aber nicht statt. Denn laut dieser westlichen Weltanschauung scheint eine Person eine fixe Einheit zu sein. Diese grenzt ihre intrapersonelle Entwicklung von *personhood* gegenüber anderen Individuen und auch

¹ Der Terminus globaler Westen ist nur in geringem Maße geographisch zu interpretieren. Die Bezeichnung steht u.a. im sozialwissenschaftlichen wie auch politischen Kontext für ein imaginäres und abstraktes Bündnis an Ländern, Kulturkreisen und Gesellschaften, die sogenannte ‚westliche Werte‘ teilen. Diese beziehen sich beispielsweise auf ein gemeinsames Moralverständnis, Rechtsstaatlichkeit, Kapitalismus, Liberalität etc. und bilden ein übergeordnetes, ‚westliches‘ Weltbild.

gegenüber der Gesellschaft ab. LiPuma (1998) bevorzugt zur Beschreibung jenes dichotomischen Aspekts von *(im)partibility* den Begriff *(in)dividuality* [Individualität]. Meiner Auffassung nach kommt durch diese Umbenennung die kulturelle Unterscheidung des relationalen und individuellen Personenkonzepts noch besser zur Geltung.

Generell geschieht soziale Interaktion von Menschen auf der Basis einzelner Personen und steht deswegen in enger Verbindung mit der Theorie über das Selbst. Wie wirken sich demnach diese so fundamental unterschiedlichen Ansichten auf die Genese und Wahrnehmung von *personhood* bzw. dem Konzept einer Person auf die jeweilige Gesellschaft aus? Auch hier hat der Ansatz von *(in)dividuality* Gültigkeit. Obwohl zwischenmenschliche Beziehungen und sozialer Kontakt täglich gelebt werden, geht Strathern davon aus, dass die Entwicklung von *personhood* und die damit verbundene Art der sozialen Interaktion im globalen Westen auf einem System beruhen, das abstrakt ist und der Gesellschaft mit der Zeit ‚übergestülpt‘ wurde (1988, 320f.). Systematische Ideologien, individuelles Verhalten, Bewusstsein und Kontrolle über sich selbst und das Gefühl von Besitz spielen sowohl beim Individuum als auch in der Gesellschaft eine bedeutsame Rolle (LiPuma 1998, 58). Dessen Gegensatz ist zum Beispiel in Melanesien vorzufinden und besagt, dass *personhood* und die damit einhergehenden sozialen Beziehungen eine natürlich gegebene Voraussetzung für Menschen sind: „*Children are not born as natural, asocial beings. [...] [S]ocial relationships are not constructed after the event, so to speak, through posterior socialization. [...] Social relations are imagined as a precondition for action, not simply a result of it*“ (Strathern 1988, 321). Anders als die des Westens, scheint diese Perspektive auf soziale Beziehungen von einer natürlichen, ursprünglichen Logik auszugehen. Zusammengefasst stehen sich angesichts des Konzepts des Selbst bzw. der Person oder *personhood* das Prinzip des Individualismus und der anthropologisch geprägte Begriff *kinship* [Verwandtschaft] gegenüber (Fowler 2004, 12).

Die perfekte Verbindung zwischen dem Thema Person und Name wird durch das Zitat „[...] *humans are called into humanity by other humans [...]*“ (Lévinas, 1996 zit. In: Pina-Cabral 2015, 183) vermittelt. Diese Worte können von zwei verschiedenen Standpunkten aus gedeutet werden. Einerseits wird ein Mensch im Übergang zur Person durch die Anerkennung anderer vom Objekt zum Subjekt *ernannt* und nimmt damit an der Logik sozialer Beziehungen (*humanity*) teil. Andererseits tritt dieses Phänomen genauso auf, wenn ein Mensch einen persönlichen Namen erhält und durch dieses *Benennen* selbige Personifizierung erlebt. Neben dieser theoretisch-interpretativen Intersektion von Name und Person tun sich deutliche Parallelen hinsichtlich der Umsetzung der beiden Konzepte in der sozialen Realität auf. Ähnlich

wie die Überlegungen zu *personhood* und sozialen Beziehungen nach Strathern (1988) bzw. LiPuma (1998), ergeben sich auch in Bezug auf Namen zwei gegensätzliche Zugänge. Beide Anschauungen sind dem Prinzip von (*in*)*dividuality* nicht nur ähnlich, sondern knüpfen scheinbar nahtlos daran an. Im globalen Westen handelt es sich um ein regelhaftes System der Namensvererbung durch direkte, verwandtschaftliche Abstammung. In nicht-westlichen Kulturen funktioniert die Benennung flexibel anhand sozialer Beziehungen. Für den verständnisfördernden Wiedererkennungswert dieser beiden unterschiedlichen Grundsätze zu Name und Benennung, betitle ich sie weiterführend als systematisch und relational. Ihre eindeutige Opposition wird durch die Existenz zweier gegensätzlicher Vertreter, Lévi-Strauss (1977 [1975]; 2020 [1947]) und Mauss (1985 [1938]), zusätzlich hervorgehoben.

Der systematische Zugang zu Name in Bezug auf Person und Gesellschaft kommt dem Prinzip der *individuality* gleich. Anstatt auf die Gegenseitigkeit und Interaktion mit anderen Personen des näheren Umfelds zu setzen, hängt die Benennung von Verwandtschaft ab. Im Zentrum dieses Systems steht die Konsanguinität, die durch Blutsverwandtschaft im Sinne der familiären Abstammung systematisch nachverfolgt werden kann (Lévi-Strauss 2020 [1947]). Obwohl dies eine natürliche Verbundenheit zwischen den Namensträger*innen beschreibt, wird die systematische Art der Benennung als Abstrahierung gehandelt (vgl. Strathern 1988). Schließlich ist es nicht das Ziel die Beziehung der Verwandten hervorzuheben, sondern die Gesellschaft zu klassifizieren (vgl. Taylor 1871; Frazer 1919 In: Lévi-Strauss 2020 [1947], 83). Die Benennung von Nachfahren bezieht sich demnach auf eine strenge Nachnamenspolitik, die entweder der väterlichen oder der mütterlichen Erblinie folgt. Auch die bilineare Namensvererbung nach Vater und Mutter ist möglich (siehe z.B. Lateinamerika) (ebd., 123). Diese systematische, fixe Einteilung wird in westlichen Gesellschaften durch den Nachnamen sichtbar. Dieser Name ist eigentlich unveränderlich. Heirat und die damit potenziell einhergehende Nachnamensveränderung stellt die einzige Möglichkeit dar, dieses verwandtschaftsbasierte System zu durchbrechen. Es entsteht eine soziale Kategorisierung, wodurch auch ideelle und materielle Aspekte wie familiäre Zugehörigkeit, Ansehen (z.B. bei Adelsfamilien) und Besitztümer zurückverfolgt und zugeordnet werden können (Bamberger 1974; Lévi-Strauss 1977 [1975]). Dadurch, dass viele Kulturkreise sich an patriarchalen Gesellschaftsstrukturen orientieren, wirken die Aspekte, die mit Namensvererbung in Verbindung stehen auch auf die Gendererwartungen bei Geburten ein (Gébis 1990, 90 In: Van Hollen 1994, 7). Somit steht die systematische Art der Benennung in vielen Teilen des globalen Westens ganz im Zeichen des Stammhalters und der Sozioökonomie.

Die relationale Benennungsart, wie von Mauss hinsichtlich der Zuñi beschrieben (1985 [1938], 5), setzt nicht auf direkte Namenszuschreibung, sondern orientiert sich an Verwandtschaftsbegriffen, die sozialen Beziehungen Ausdruck verleihen (Bamberger 1974, 363; Morgan 1997 [1871], 130-34). Die sogenannten *kinship*-Termini geben beispielsweise an, welchen Rang das Klanmitglied besetzt und wie viel Autorität ihm*ihm zugeschrieben ist. Diese Bezeichnungen sind Titeln ähnlich (Mauss 1985 [1938], 4f.). Wenn die Klanmitglieder schließlich verschiedene Phasen des Lebens durchlaufen und erwachsen werden, verändert sich ihre Benennung, weil sich ihre Position innerhalb der Gesellschaft entwickelt und verwandelt. Dies geht mit Ritualen und Zeremonien einher, die diesen Übergang feiern. Sowohl die neue Benennung als auch die damit einhergehende Weiterentwicklung von *personhood* werden in einem *rite de passage* [Übergangsritus] für die betroffene Person begrifflich gemacht (Bamberger 1974, 365; Balzer 1981, 859; D'Alisera 1998, 16). Dies kehrt die Flexibilität bei der Benennung von Personen nicht-westlicher Kulturen hervor und verdeutlicht erneut, wie sehr die Konzepte von Person und Name tatsächlich ineinandergreifen.

Was die relationale und die systematische Benennungsart miteinander verbindet, ist ihre Funktionalität (Bamberger 1974, 365). Beide Versionen dienen dem Zweck des sozialen Zusammenhalts und sind damit ein einflussreicher Faktor angesichts diverser Gesellschaftsdynamiken (Lévi-Strauss 2020 [1947], 122). In gewissen Fällen treffen sogar beide Prinzipien in einem Namen aufeinander. Mauss bringt dazu ein Beispiel der Kwakiutl in Australien, bei denen Personen aus ihrem Umfeld einem Vornamen und einem Geheimnamen erhalten (1985 [1938], 8f.). Auch Bamberger erzählt von mehreren, unterschiedlichen Namen bei den Kayapó in Brasilien, deren Funktion und Bedeutung variieren (1974, 365). Zumeist sind speziell die zeremoniell übertragenen Namen von spirituellem Hintergrund oder beziehen sich auf Ahnen und Stammesgeschichten (ebd.; Balzer 1981, 859). Der Aspekt des Mystischen oder Geheimen vermittelt somit die Idee von Intimität. Denn nur durch ein Geheimnis ist das Sinnbild des Persönlichen in meinen Augen perfekt.

Doch die zwei Prinzipien weisen nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern sogar Schnittstellen auf. So ergibt es sich, dass in westlichen Kulturen *kinship*-Termini (z.B. Mama, Papa, Oma und Opa) oder gesellschaftliche Rangbezeichnungen (z.B. Hofrat*in, Doktor*in, Bürgermeister*in) anstelle des Namens verwendet werden. Diese ändern sich bekanntlich und entsprechen der Lebensphase der Person bzw. ihrer ‚Rangordnung‘ innerhalb der Familie oder Gesellschaft. Außerdem erinnern die bedeutungslastigen Vornamen, die Eltern gerne für ihre Kinder aussuchen, an die spirituellen Namensinterpretationen gewisser Klans. In der relationalen

Benennungsart ist dafür manchmal das direkte Verwandtschaftsverhältnis (konsanguinal) zu den Eltern repräsentiert.

Es bleibt fraglich, warum eine der wichtigsten Eigenschaften von Namen im globalen Westen ihre *fast* ausnahmslose Unveränderlichkeit ist, wo doch Personen in nicht-westlichen Kulturen von der Veränderlichkeit ihrer Namen profitieren. Eine vermeintliche Antwort darauf manifestiert sich im Benennungsritual. Offensichtlich ist es ein wichtiger Teil im Übergang vom Namen einer abgeschlossenen Lebensphase zu dem einer neuen, dass die Person sich des Abschlusses und Neuanfangs bewusst wird. Die eigens dafür veranstaltete Zeremonie, setzt somit den Akzent, den es braucht, um sich als gereifte Person wahrzunehmen und den dazu passenden Namen zu verinnerlichen. In verschiedenen Klans gehört dies zum Älterwerden dazu. Wie aber verarbeitet ein westlich sozialisierter und deswegen systematisch benannter Mensch sein Dasein als Person und welche Auswirkungen hat das auf seinen Namen?

Sicher ist, dass die Konzepte von Name, Person und Gesellschaft subtil aber wirksam in einer Endlosschleife miteinander verbunden sind. Lebenserfahrung in Form von Alter, das Bewusstsein über das Selbst, zwischenmenschlicher Kontakt und die Art der Sozialisierung sind in diesem Kontext wesentliche Faktoren. Wie also eine Person über ihren eigenen Namen zu denken vermag, ist, wie es scheint, weniger selbst-bewusst als kulturell gesteuert.

1.2 Forschungsgegenstand

Ursprünglich stammt die Themenstellung dieser Ethnographie aus Überlegungen zu Familiennamen mit Bindestrich, kurz Doppelnamen bei Ehepaaren und Kindern (BL 19.5.2021). Auffällig ist, dass diese Variante des Nachnamens in Österreich zwar seit längerem offiziell zur Auswahl steht, jedoch trotzdem nur selten in Anspruch genommen wird. Dies könnte auf bestimmte gesellschaftliche Dynamiken zurückzuführen sein. So sind beispielsweise heterosexuelle Männer, die sich bei der Ehe gegen patriarchale Normen (die Partnerin nimmt den Namen des Mannes an) für einen Doppelnamen entscheiden, häufig mit negativen Stereotypen ‚verlorener Männlichkeit‘ konfrontiert (Wiesböck In: Mittendorfer 2018). Homosexuelle Paare entsprechen diesen patriarchalen Namenstraditionen grundsätzlich nicht und wählen meiner Erfahrung nach vermehrt Doppelnamen als gemeinsamen Nachnamen bei der Eheschließung aus. Ist ein Doppelname somit das Symbol für Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung in der Ehe? Und wie fühlen sich die Personen, die ihren Geburtsnamen aus traditionellen Gründen mehr oder weniger freiwillig aufgegeben haben?

Als ich mir selbst die Frage stellte, wie ich in gewissen Szenarien mit meinem Nachnamen umgehen würde, stellte ich fest, dass diese Entscheidung nicht ausschließlich rational auszumachen ist. Ganz im Gegenteil fand ich lange keine Antwort und konnte auch meine sehr vordergründigen Emotionen in dieser Hinsicht nicht einordnen (BL 10.5.2021). Was würde sich ändern? Warum bewegt mich diese Frage generell so sehr und wie argumentieren andere Personen in dieser Situation? Diese Gedanken brachten mich der persönlichen Überzeugung näher, dass eventuell ein starker, wenig offensichtlicher Zusammenhang zwischen dem eigenen Namen und der Person existiert, die ihn trägt. Solch eine Verbindung scheint unbeschreiblich zu sein, findet auf intimster, individueller Ebene statt und wird von jeder Person anders verspürt – so nahm ich an. Was sich meinerseits anfangs gedanklich nicht fassen ließ, stellte sich später als Identitätsbegriff heraus. Wie also stehen Namen und Identität in Beziehung zueinander?

Um dem nachzugehen, ist es unabdingbar eine methodische Vorgehensweise zu wählen, die es zulässt, sich vom Allgemeinen, Ungewissen zu einer spezifischen Detailebene vorzuarbeiten. Mittels der *Grounded Theory Method* ist es möglich, grobe Thematiken zuerst im Feld zu beforschen und erst im Anschluss an die Datenerhebung ausgehend vom Forschungsgegenstand eine Forschungsfrage zu präzisieren (siehe Kapitel 2.2.2). Dennoch entpuppte sich schon die Themeneinschränkung noch vor Beginn der empirischen Arbeit als Herausforderung. Aufgrund des scheinbar grenzenlosen Themenbereichs zog sich dieser Prozess über Monate und fand schlussendlich zu einem Ziel, als ich mit sehr vielen verschiedenen Personen vage über einen möglichen Zusammenhang von Namen und Identität diskutiert hatte. Diese Methoden zur Einschränkung des Forschungsgegenstandes waren nicht strategisch geplant, sondern verhalfen mir durch Zufall zu einer besseren Orientierung innerhalb des umfangreichen Themenfeldes. So begrenzte ich die ursprünglich geplante Untersuchung internationaler Namensphänomene auf eine qualitative Sozialforschung innerhalb Österreichs. Bei ersten autoethnographischen Versuchen konfrontierte ich mich selbst mit bis dato ungestellten Fragen über meinen eigenen Namen und meine Identität. Um mir den Zugang ins Forschungsfeld zu erleichtern, beschloss ich, nur Menschen aus meinem Bekanntenkreis als Interviewees formell zu befragen (siehe Kapitel 2.1.5.2). Dieses Vorgehen versprach, Namen und Identität im Wandel dreier Generationen hinsichtlich einer relativ homogenen Bevölkerungsgruppe in Österreich zu beleuchten. Nebenbei behielt ich die Möglichkeit im Auge, die Ansichten von ‚Städter*innen‘ und Menschen vom Land im Laufe der Interviews zu vergleichen.

Mitten im Prozess der Datensammlung, noch während des dritten Interviews, kam mir eine Idee, die ab diesem Zeitpunkt meine Forschungsinteressen dominierte (FN 23.11.2021; GB

S.21). Ich entdeckte Regelmäßigkeiten in den Aussagen der Befragten, die darauf hindeuteten, dass Namen und Identität durch eine fortlaufende Struktur verbunden sind. Genau genommen befasst sich diese Bedeutungsstruktur mit der gesellschaftlichen Priorisierung von Vornamen, Nachnamen und Identität. Wenig später stand die Forschungsfrage fest (FN 25.1.2022).

1.2.1 Forschungsfrage

Dem Formulieren der Forschungsfrage ging ein langer Entwicklungsprozess hinsichtlich des Forschungsschwerpunktes voraus (FN 25.1.2022, 5.5.2022, 4.7.2022). Besonders autoethnographische Überlegungen spielten dabei eine große Rolle. Durch dieses Vorgehen drängten sich Fragen auf und Wissensdurst wollte gestillt werden, was schlussendlich in der folgenden, allumfassenden Forschungsfrage mündete (BL 10.5.2021, 19.5.2021; FN 29.10.2021): **Wie verändert sich der soziale Stellenwert von Namen in Österreich durch generationsspezifische Zugänge zu Identität?**

Innerhalb dieser Frage stechen drei grob gefasste Komponenten heraus – (1) der soziale Stellenwert von Namen in Österreich, (2) Generationenspezifität und (3) unterschiedliche Zugänge zu Identität. Obwohl sie im Verhältnis zueinanderstehen, wird jeder Aspekt in dieser Arbeit einzeln thematisiert. Namen und deren Zusammenhänge sind in dieser Forschung deswegen auf Österreich limitiert, da sonst der vorgegebene Forschungsrahmen gesprengt würde. Auch die Namen und persönlichen bzw. familiengeschichtlichen Profile aller Teilnehmer*innen entsprechen bis auf wenige Ausnahmen dieser örtlichen wie auch thematischen Einschränkung. Die Alterseinteilung der befragten Personen in drei aufeinanderfolgende Generationen weist auf die Generationsspezifität hin. Getrennt voneinander und im Zusammenhang miteinander untersucht, fügt der Generationsaspekt der Forschung eine zeitliche Achse bei, die einem Generationswandel gleicht. Werden die Komponenten Namen und Identität im Kontext dieses Wandels interpretiert, vereint dies die vorangegangenen historisch-gesellschaftsrelevanten Überlegungen mit hypothetischem Ausblick und praktischem Bezug. Mit der Formulierung „generationsspezifische Zugänge zu Identität“ wird demnach angesprochen, welche Auffassung von Identität die jeweilige Generation vertritt bzw. welche Rolle sie im Leben der ausgewählten Interviewees spielt. Zahlreiche Ergebnisse zufälliger Gesprächssituationen geben diesen Schlussfolgerungen zusätzliche Tiefe. Der „soziale Stellenwert von Namen“ versucht auf ähnliches hinzudeuten und widmet sich der generationsspezifischen Vorstellung davon, wie wichtig Namen für die

Person, die Familie, die Gesellschaft der jeweiligen Zeitspanne sind. Hierbei gilt es zu erwähnen, dass der Begriff Name bewusst offengehalten ist und die Fragestellung noch keine genauere Einteilung in Vor-, Mittel- oder Nachnamen vorsieht.

Anders ausgedrückt, versucht die Forschungsfrage darauf einzugehen, wie die unterschiedlichen, gesellschaftlichen Auffassungen von Identität und Name sich gegenseitig so beeinflussen, dass sie jeweils an sozialem Stellenwert gewinnen oder verlieren. Diese Dynamik wird über drei Generationen beobachtet und führt schlussendlich zu Ergebnissen, die strukturelle Regelmäßigkeiten aufweisen.

1.2.2 Forschungsdesign und qualitatives Paradigma

Um dieses Forschungsvorhaben gemäß dem aktuellen wissenschaftlichen Standard in die Tat umzusetzen, braucht es ein sorgfältig geplantes Forschungsdesign. Durch die Bestimmung der eigenen Arbeitsweise, Methoden und Analysetechniken soll eine möglichst wahrheitsgetreue, nachvollziehbare Abbildung der Realität in dieser Studie entstehen.

Der Forschungsgegenstand Namen und Identität erzeugt bereits intuitiv eine Suche nach persönlichen Narrativen, Gefühlseindrücken und unterschiedlichen Meinungseinblicken. Das qualitative Forschungsparadigma eignet sich besonders für das Untersuchen innerster Erfahrungen von Studienteilnehmer*innen im vorgegebenen Kontext. Hier wird jedoch keine bereits ausformulierte Theorie überprüft. Deswegen steht der unmittelbare Aufenthalt im Forschungsfeld und auch die Teilnahme daran im Fokus der Forschungsunternehmung (Strauss/Corbin 2014, 5).

Es kamen verschiedene Datenerhebungsinstrumente zum Einsatz. Zehn formelle Interviews bilden die ‚Hauptmethode‘. Diese wurde durch Autoethnographie vor- und nachbereitet und mit informellen Gesprächen und Beobachtungen untermauert. Verschiedene Reflexionspartner*innen und die angemessene Dokumentation der gesammelten Information versicherten eine durchdachte, strukturierte und detaillierte Verarbeitung der Daten. Ausgewertet wurde die gesamte ethnographische Datensammlung mittels Interpretationsanalyseverfahren in Anlehnung an die objektive Hermeneutik. Nach jenem Leitfaden der objektiv sinnerfassenden Analyse, kann die der Thematik zugrundeliegende Bedeutungsstruktur schrittweise und detailgetreu ausgearbeitet werden (siehe Kapitel 2.2.2.1). Dieser interpretative Zugang schließt positivistische Schlussfolgerungen jedoch aus.

Der hier angewendete, abduktive Forschungsansatz deutet bereits auf den Gebrauch der *Grounded Theory Method* [GTM] hin. Als unvergleichbare Methode innerhalb qualitativer Sozialforschung erlaubt es die GTM neue Konzepte und Theorien auf der Basis ethnographischer Daten zu entwickeln. Die Besonderheit liegt darin, die Daten während des gesamten Forschungsverlaufes zu sammeln, immer wieder umzustrukturieren und damit die Reflexionskomponente in den Vordergrund zu rücken (Strauss/Corbin 2014, 5ff). Hinsichtlich des Themeneinschränkungsprozesses und der Forschungsfragenentwicklung in dieser Arbeit, fasst die GTM, wie erwähnt, jene langwierige Entwicklungsphase in den Forschungsprozess mit ein und erkennt sie als wesentlichen Bestandteil der Wissensproduktion. So entsteht eine fortlaufende Dialektik zwischen empirischer Erhebung und theoretischem Grundsatz.

Speziell der*die Forscher*in wird zum zentralen Subjekt der Untersuchung. Er*sie muss berücksichtigen, dass durch den engen Kontakt mit den Forschungsteilnehmer*innen der*die Forscher*in selbst zum beeinflussenden Faktor wird. Im Widerspruch zu positivistischen Ansichten generieren diese variierenden Subjektpositionen heterogene Wahrheiten im Rahmen qualitativer Wissensproduktion (Clarke 2014, 16f; Lueger/Froschauer 2020, 31, 74). Um sozusagen ‚bei sich‘ zu bleiben (also die Forschungsergebnisse von anderen Kontexten und Untersuchungsumständen abzugrenzen), ist es für den*die Forscher*in notwendig, sich über seine*ihre Positionierung im Klaren zu sein. Durch die Methode der autoethnographischen Erkenntnisgewinnung, als Interviewerin und gleichzeitig gute Bekannte aller Interviewees stehe ich in besonders engem Kontakt zum gegebenen Forschungsfeld. Während des Forschungsprozesses wurde es deswegen zur Priorität meine Position innerhalb der Untersuchung wiederholt zu überdenken. Ich nehme mich selbst als aktive, analytische und lenkende Akteurin innerhalb der gesamten Studie wahr. Genau aus diesem Grund ist auch das Forschungstagebuch den Feldnotizen gleichgestellt und gilt als datengenerierende Quelle. Den Platz einer Forschungsteilnehmerin im Sinne einer informationsgenerierenden Interviewee nehme ich in der vorliegenden Studie nicht ein. Hierzu müssten die ausgewerteten Ergebnisse der Autoethnographie in die Synthese eingespeist werden, was ich bewusst unterließ (siehe Kapitel 2.1.1).

Eigentlich, so Juliet M. Corbin, liegt der Unterschied in der Verschriftlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der eines Romans „[...] im Grad der kreativen Lizenz, die jemand nutzen kann“ (zit. in: Mey/Mruck 2011, 86). So strebt es auch die vorliegende Arbeit an, im Themenbereich von Namen und Identität spannend und authentisch Wissen zu vermitteln. Der Aufbau der Arbeit orientiert sich sowohl an einer Argumentationslinie als auch

einer Spannungskurve. Demnach sind fundierte kultur- und sozialanthropologische Überlegungen und die Einschränkung des Forschungsgegenstandes der Methodenerklärung (Datenerhebung und -analyse) vorangestellt. Anschließend geht der Text zur historisch-regionalen Kontextualisierung von Namen und Identität über, die mittels persönlicher Gedankenexperimente und Grundsatzdiskussionen die Leser*innen in den Bann ziehen soll. Folglich gibt die Synthese eine Vernetzung der gesammelten, ausgewerteten Daten wieder, durch die konzeptuelle Neufassungen als Ergebnis der Forschung entstehen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse bieten Anregungen zu weiterführenden Studien und zur Introspektion in diesem Belang.

Forschungspersonen ist es durch solche Werke möglich, als „Akteur[*innen] des Wandels“ (Mey/Mruck 2011, 86) zuverlässiges Wissen über die Verhältnisse zu verbreiten, die Menschen umgeben. Es geht dabei weniger um die Aktion der Veränderung, als um das Potenzial, Wissen im Sinne eines Werkzeugs zur Verfügung zu stellen (ebd.). Obwohl es nicht das Ziel dieser Arbeit ist, Wandel zu initiieren, erhebt sie doch den Anspruch zu informieren und nachdenklich zu machen. Prinzipiell versucht dieses Forschungsunternehmen die Struktur des gesellschaftlichen Prioritätenwandels hinsichtlich Namen und Identität offenzulegen. Diese baut auf Erzählungen der beforschten Personen über ihre eigenen Gedanken und Lebensumstände auf. Das bedeutet weiterführend, dass es in diesem Kontext nur auf begrifflicher Ebene möglich ist, Neues zu entdecken. Denn die Phänomene und gesellschaftlichen Verhältnisse, die Namen und Identität umrahmen, hatten ohne bewusstes Zutun schon immer Bestand. Obwohl demnach manche Zusammenhänge innerhalb dieser Thematik seit Generationen unverändert bleiben, sind andere Subjekt des täglichen Wandels. Nun ist es an der Zeit auf empirisch theoretischer Ebene ein Konzept für dieses Zusammenspiel zu formulieren, welches eben jener subtilen Wechselwirkung Ausdruck verleiht.

2 Methoden

Die Methoden einer Forschung sind die Werkzeuge, mit deren Hilfe Information nicht nur erhoben, sondern durch die sie zu wissenschaftlichen Daten umgewandelt wird. Auf das Sammeln besagter Daten folgt eine detaillierte Analyse und die Verschriftlichung der Ergebnisse im richtigen Kontext. Methoden definieren demnach sowohl die Datenerhebung als auch die Datenanalyse und das Formulieren der daraus resultierenden Erkenntnisse. Um ein optimales Ineinandergreifen dieser Teilbereiche einer Forschung zu garantieren, muss der Untersuchungsplan bereits im Voraus an den Forschungsgegenstand angepasst werden. Dies

setzt jedoch nicht voraus, dass dieses Forschungsdesign durch den laufenden Gewinn an Erkenntnissen, Erfolge und Misserfolge bis zum Schluss unverändert bleibt. In vorliegender Forschung wird für die Datenerhebung ein ethnographisches Untersuchungsschema angewendet, das sich an die qualitativen Methodenstandards der GTM anlehnt (siehe Kapitel 1.2.2). Durch die ständige Verhandlung zwischen dem Forschungsfeld und der bestehenden Literatur sowie Theorieansätzen orientiert sich diese Studie an einem abduktiven Zugang zur Themenstellung. Der hier repräsentierte zyklische Feldforschungsprozess nach Breidenstein et al. (2015, 46) symbolisiert eben diesen fließenden und nicht linearen Übergang zwischen der Fragestellung, Zugängen, Materialgewinnung, Vertextung, Datenanalyse, Begriffsbildung bis hin zur Publikation der Ergebnisse.

Aus praktischer Perspektive bedeutet dies, dass auf die zunächst vage Formulierung einer ursprünglichen Forschungsfrage, die Organisation der Feldforschung und das Finden von Zugängen, die strukturierte Datenerhebung folgt (Lueger/Froschauer 2020, 19). Darauf schließen eine Interpretationsanalyse und (falls notwendig) erneute Erhebungen im Feld oder gar Neuformulierungen der Fragestellung an. Das folgende Kapitel ist nach diesem Prinzip in die beiden Teile Datenerhebung und Datenanalyse unterteilt. Darin sind u.a. die Beschreibungen der jeweiligen Methoden und Analyseverfahren zu finden. Nur so sind die „Gütekriterien qualitativer Forschung“ laut Mayring (2002, 140) eingehalten und die klassischen Fallstricke qualitativer Herangehensweisen vermeidbar.

2.1 Datenerhebung

In der Kultur- und Sozialanthropologie [KSA] wird das dem Namen zugrunde liegende Konzept Person nicht zwangsläufig mit Individualität gleichgesetzt (vgl. LiPuma 1998). Individuelle Erfahrungen zu erfassen, steht in dieser sozialwissenschaftlichen Disziplin auch nicht im Vordergrund der Forschungsunternehmung. Der hier angestrebte Zugang eines heterogenen Methodenrepertoires birgt aus der Sicht der KSA zahlreiche Vorteile in der Beforschung von Name und Identität. In dieser Forschung setze ich deshalb auf eine Kombination qualitativer Methoden mit diskursivem Schwerpunkt, um damit ein breites Spektrum an Informationsquellen zu bedienen. Dies kann am ehesten als Ethnographie (auch als Feldforschung bekannt) eingestuft werden. Das zu beforschende „Feld“ kommt demnach einem Forschungsprojekt bzw. einer Fallstudie gleich (Breidenstein et al. 2015, 45). Der Begriff Fallstudie hebt hervor, dass die Beforschung einer limitierten Anzahl ausgewählter Personen starke Einschränkungen mit sich bringt. Demzufolge wurde die Datenerhebung in dem

Bewusstsein unternommen, keineswegs alle Facetten wie *Race*, Ethnizität, Nationalität, Klasse, Religion, Kultur etc. in diesem Belang gebührend untersuchen zu können. Obwohl die Datenerhebung sich in dieser Studie also auf eine eher homogene, lokale Gruppe von Menschen konzentriert, kann das Feld bei der Untersuchung von Namen und Identität nur in geringem Maße verortet werden. In diesem Fall stellt das Land Österreich die einzige geographische Einordnung dar. Der Zugang zum Feld kennt somit nur dieses grob formulierte Limit. Aus diesem Grund verkörpern die Interviewees und Gesprächspartner*innen, die gemeinsam eine repräsentative *sample group* ergeben, mein Forschungsfeld (siehe Kapitel 2.1.5.2). Somit fungiert das Feld abstrakt und beschränkt sich auf eine charakterisierende Gruppe befragter Menschen mit minimalem örtlichem Zusammenhang, aber absolut übereinstimmender Nationalität.

Im Zentrum dieser ethnographischen Herangehensweise steht der Perspektivenwechsel, um den Forschungsgegenstand zu verstehen. Dafür bietet sich eine Kombination verschiedener Methoden an, die auch als integrierter Forschungsansatz bezeichnet wird (Breidenstein et al. 2015, 18, 34). Beobachtungen, Gespräche und Interviews sind die wesentlichen Bestandteile der ethnographischen Datenerhebung (ebd.; Girtler 2001, 59). Laut Mayring (2002, 40) bestimmt der Untersuchungsplan – das sogenannte Forschungsdesign – vorab den methodischen Ablauf der empirischen Forschung. Darin werden die Untersuchungsverfahren, die Datensammlung und die Auswertung derer genau beschrieben. So besteht ein hohes Maß an Transparenz in der Erhebung und Verarbeitung der Informationen. Um optimal auf die Akteur*innen (in diesem Fall die Interview- und Gesprächspartner*innen) eingehen zu können, entwickelte ich das Forschungsdesign im Laufe der Datenerhebung immer weiter. Manche Methoden kamen somit während der Feldforschung eher spontan als vorab geplant zum Einsatz. Der stetige Dialog zwischen den angewendeten Forschungsmethoden und den gesammelten Daten erlaubte es, das Forschungsdesign fortlaufend zu optimieren. Dies spiegelt die grundlegenden Prinzipien der Offenheit und Flexibilität von Ethnographien wider (Krell/Lamnek 2016, 186).

Letztendlich ist eine Kombination aus Autoethnographie, Beobachtungen, informellen Gesprächen, Reflexionspartner*innen, formellen Interviews und unterschiedlicher Arten der Datendokumentation in dieser Untersuchung vertreten. Um dem Paradigma der wissenschaftlichen Nachvollziehbarkeit zu entsprechen, werden in diesem Kapitel eben jene Methoden der Datenerhebung beschrieben und bezugnehmend auf diese Erforschung von Namen im Zusammenhang mit Identität erläutert.

2.1.1 Autoethnographie

Die chronologisch erste Methode, die ich in dieser Ethnographie anwendete, ist Autoethnographie. Diese ist ein immer beliebteres Mittel zur Datenerhebung in qualitativen Studien (Anderson 2006). Sie kann aus mehreren Perspektiven betrachtet werden und dient je nach Verwendung drei Arten des ethnographischen Schreibens:

Autoethnography stands at the intersection of three genres of writing which are becoming increasingly visible: (1) "native anthropology," in which people who were formerly the subjects of ethnography become the authors of studies of their own group; (2) "ethnic autobiography," personal narratives written by members of ethnic minority groups; and (3) "autobiographical ethnography," in which anthropologists interject personal experience into ethnographic writing. (Reed-Danahay 1997, 2)

In der vorliegenden Forschung wird unter Autoethnographie die Variante der „*autobiographical ethnography*“ verstanden. In der Praxis bedeutet dies, dass ich meine eigenen Erfahrungen hinterfragte, selbstreflexiv an den Forschungsgegenstand herantrat und diese Erkenntnisse sowohl in die Forschungsdaten als auch in den ethnographischen Text einfließen ließ. Obwohl Anthropolog*innen die Beobachtung ihres Selbst innerhalb ihrer Forschungen vermehrt als wichtig erkannten (vgl. u.a. Wallace 1965; Sudnow 1978; Zurcher 1983), wurde die Autoethnographie nicht namhaft erwähnt und als methodologischer Begriff ignoriert (Anderson 2006, 376). Anderson (2006) argumentiert für die Ebenbürtigkeit von Autoethnographie und analytischer Ethnographie. Schließlich ist der*die Autor*in bei dieser Methode ein Mitglied der Forschungsgruppe und tritt als dieses im Forschungstext zum Vorschein. Damit wird klar, dass Autoethnographie einen ebenso wertvollen wie auch wichtigen Beitrag zur ethnographischen Erforschung sozialer Phänomene leistet.

In meinem Fall diente diese Methode einem gesonderten Zweck und stellte sich genau deswegen als unabdingbar heraus. Durch Autoethnographie kamen mir Gedanken, die wesentlich zur Entwicklung der Forschungsfrage beitrugen. Darüber hinaus konnte ich die Ideen, die mich persönlich beschäftigen, später mit meinen Interviewpartner*innen abgleichen und besprechen. Auf methodentheoretischer Ebene wird dies von Reed-Danahay folgendermaßen formuliert: *“Autoethnographies place personal experience within social and cultural contexts and raise provocative questions about social agency and socio-cultural constraints”* (2009, 28). Nur durch meine eigenen Erfahrungen wurde ich mir des Horizonts bewusst, in dem Identität und Namen ineinandergreifen. Eben jene Art des kritischen Denkens über meine eigene Situation innerhalb des Forschungsthemas und den Versuch gesellschaftlich provokative Fragen zu stellen, verriet mir, was es herauszufinden galt. Autoethnographie entwickelte sich zu einer Referenzmethode, sozusagen zu einem Gegenpol der diskursiven

Datenerhebung. Diese gegensätzlichen Arbeitsweisen trafen wieder aufeinander, als ich meine eigenen Überlegungen in den darauffolgenden Interviews oder in Gesprächen zur Sprache brachte. So konnte ich auf öfter auftretende Fragen wie „Was hältst du davon?“ oder „Wie würdest du handeln?“ antworten. Umgekehrt hielt ich autoethnographische Notizen fest, wenn ich auf den Input der Interviewees zurückblickte. Jenes Zusammenspiel unterschiedlicher Perspektiven und Erfahrungswerte erlaubte einen holistischen Blick auf die dargestellte Problematik. Nebenbei lehrte es mich, die Forschungsfrage sukzessive zu präzisieren. Anders als die ethnographisch erhobenen Daten aus meinem Umfeld (siehe Folgekapitel), fließen die autoethnographischen Erkenntnisse nicht in die Synthese mit ein. Sie werden nur im Rahmen ihrer metamethodischen Funktion analysiert und diesbezüglich angewendet. Zusammengefasst war es die Aufgabe der Autoethnographie, einen Interessensgrundstein als Ausgangspunkt für die Forschungsfrage, wie auch Gespräche und Interviews festzulegen, der auf Introspektion und Reflexion beruht.

Überwiegend zu Beginn der Forschung erstellte ich zahlreiche Einträge mit meinen persönlichen Gedanken zu Identität generell, meiner Ich-Identität, kulturellen Identität etc. (FN 29.10.2021, 16.1.2022). Fast als würde ich mich im Interview mit mir selbst befinden antwortete ich auf Fragen wie „Was ist Identität?“ oder „Was ist meine eigene Identität?“. Im Zuge der Autoethnographie philosophierte ich generell zum ersten Mal über meinen vollen Namen. Auch Beruf und Leistung, Zugehörigkeit, Gleichberechtigung, Spitznamen, Namensvererbung und Namensregelungen thematisierte ich locker formuliert oder in Mindmaps und Listen aufgezeichnet (BL 10.5.2021, 19.5.2021, 21.5.2021, 27.5.2021). Das Schreiben selbst fühlte sich wie ein Tagebucheintrag an und ich erappte mich dabei, wie ich ‚Geheimnisse‘ niederschrieb oder an Dinge dachte, von denen ich nicht wollte, dass sie jemals gehört/gelesen werden. Am leichtesten fiel es mir, Assoziationen mit Identität zu beschreiben und diese später nach meinem eigenen Verständnis zu interpretieren. Dieses Vorgehen warf jedoch noch mehr Fragen auf als es beantwortete. Solch autoethnographische Vermerke folgen keinen Regeln oder struktureller Einteilung. Die Autoethnographie war auch dann am aussagekräftigsten, wenn ich mit einem gewissen Teilbereich der Thematik noch überhaupt nicht vertraut war und kein Vorwissen besaß. So hielt ich systematisch meine ursprünglichsten, spontanen Gedanken zu jeglichen Denkanstößen fest. Im Text sind diese Einträge durch die Kürzel FN und BL (siehe Kapitel 2.1.6) gekennzeichnet.

2.1.2 Beobachtungen

Das Mittel der teilnehmenden Beobachtung ist spätestens durch die Feldforschungen von Bronislaw Malinowski (siehe z.B. *Argonauts of the Western Pacific: an account of native enterprise and adventure in the archipelagoes of Melanesian New Guinea*, 1978) eines der wichtigsten Untersuchungsinstrumente in der qualitativen Sozialforschung geworden. Teilweise wird diese Methode sogar als Fundament und Standard der kulturellen Anthropologie (siehe Mayring 2002, 54f.; Bernard 2018, 256) oder „die qualitative Methode par excellence“ (Krell/Lamnek 2016, 313) bezeichnet. Traditionell ist die Beobachtung das Mittel dazu, den Forschungsgegenstand und seine situationelle Umgebung unter vertrauten Rahmenbedingungen aus der Nähe zu beobachten und dadurch zu analysieren (ebd.; Mayring 2002, 80). Girtler geht davon aus, dass es mehrere Formen der Beobachtung gibt (Observation, Zuhören bzw. Konversationen mithören). Er rät dennoch dringlich dazu, die verschiedenen Arten der Beobachtung von der Methode des Gesprächs abzugrenzen. Durch diese heterogene Interpretation der Beobachtungsmethode wird besonders in der englischsprachigen Literatur das Interview häufig mit der *participant observation* [teilnehmende Beobachtung] gleichgesetzt (2001, 60f.).

In dieser Forschung gleichen die Beobachtungen aufgrund des abstrakten Forschungsfeldes nur im entferntesten Sinne dem methodischen Vorgehen der teilnehmenden Beobachtung. Sie ähneln eher Anekdoten, die ich selbst vor langer Zeit erlebt oder aufgeschnappt habe. Damit sind Erzählungen gemeint oder auffallende Begebenheiten, die mir in Erinnerung blieben, Gespräche, die ich von Dritten übermittelt bekam oder Situationen, die mich erst im Nachhinein zum Nachdenken anregten. Auch ich grenze wie Girtler (2001) die Beobachtung von formellen wie informellen Gesprächen ab. Dennoch sind Gesprächssituationen eine essenzielle Komponente, die Beobachtungen bezüglich Namen und Identität in diesem Forschungsrahmen erst ermöglicht.

2.1.3 Informelle Gespräche

Als eine der vielen diskursiven Untersuchungsmethoden beweist das informelle Gespräch seine Effizienz als unverhoffte Informationsquelle. In der Fachliteratur finden Leser*innen diese Methode unter „das informelle Interview“ wieder. Diese begriffliche Spitzfindigkeit gilt der weiteren Abgrenzung zu formellen Interviews in dieser Forschung (siehe Kapitel 2.1.5). Der wichtigste Punkt bei der genauen Definition verschiedener Arten von Interviews ist die Frage, wer die Gesprächsführung übernimmt. Bei Interviews stellt abhängig von deren Strukturierung

der*die Interviewer*in die Fragen und lässt den*die Interviewee antworten bzw. erzählen (Lueger/Froschauer 2020, 19f.). Krell und Lamnek bringen dies mit folgenden Worten auf den Punkt: „Das Interview ist [...] eine Gesprächssituation, die bewusst und gezielt von den Beteiligten hergestellt wird, damit der eine Fragen stellt, die vom anderen beantwortet werden“ (2016, 313). Meiner Ansicht nach beschreibt demnach der Begriff Gespräch im Vergleich zu Interview die methodische Situation in meiner Forschung besser. Ein Gespräch deutet speziell auf die Ebenbürtigkeit beider Personen im Dialog hin. Die aktive Suche nach Informationen steht hierbei nicht im Vordergrund des Austausches. Ganz im Gegenteil, das Gespräch ‚plätschert‘ vor sich hin und bringt unerwartet ethnographische Daten zutage. Die vermeintliche Agenda eines Interviews fällt damit weg (vgl. Breidenstein et al. 2015, 80).

Der Zusatz *informell* birgt das Potenzial, dass besagtes Interview sich ungeplant, überall und jederzeit ergeben kann. Bernard (2018, 156) charakterisiert diese Methode der Datenerhebung deswegen als völlig unkontrolliert und unstrukturiert. Auch die Auswahl der Gesprächspartner*innen liegt nicht im Einflussradius der Forscherin, was wiederum durch natürliche Diversität das Teilnehmer*innenprofil der Forschung positiv beeinflusst. Laut dieser Definition ergibt sich das informelle Gespräch also spontan, ohne von dem*der Forscher*in vorab verabredet worden zu sein.

Für mich ergaben sich die meisten Gespräche bezüglich meines Forschungsthemas als Folge auf *small-talk* mit verschiedenen Personen. Diese variierten in ihrer Nationalität, waren Teil unterschiedlichster Altersklassen wie auch Gesellschaftsschichten und befanden sich in voneinander abweichenden Phasen ihres Lebens. Was sie alle oberflächlich verband, war ihr Wohnort (Österreich) und die Frage an mich, worum es eigentlich in meiner Masterarbeit geht. Zumeist versuchte ich so kurz wie möglich darauf zu antworten, da dieses Interesse manchmal mehr höflich formuliert als ernst gemeint war. Zu meinem Erstaunen aber stieß mein Untersuchungsgegenstand sogar in vielen Fällen auf begeisterte Zuhörer*innen. Daraus ergaben sich eben jene informellen Gespräche, die ich weder voraussah noch wie ein Interview lenken konnte oder wollte. Es stellte sich heraus, dass ein Großteil meiner Gesprächspartner*innen erpicht darauf war, mir ihre eigenen Namensgeschichten und Identitätsphilosophien mitzuteilen. Bei mir würde diese Information auf kundige Ohren treffen, dachten sie wahrscheinlich (BL, 25.5.2021; FN 2.11.2021, 4.11.2021, 24.11.2021, 16.1.2022). Anfangs war ich erfreut über die große Anteilnahme an meiner Forschung. Doch in manchen Fällen musste ich sogar bewusst davon Abstand nehmen wieder in solche Gespräche verwickelt

zu werden, da meine Konzentration nach einiger Zeit bei sich wiederholenden Mustern von Namensgeschichten merklich nachließ (FT 3.11.2021, 11.1.2022).

Diese Dialoge fanden zumeist im Auto, im Café, beim Spaziergang, zuhause bei einer Tasse Tee und sogar am Sportplatz statt. Wenn sich ein Gespräch als besonders interessant ergab und sich mir neue Ideen aufboten, merkte ich, wie ich das lockere Plaudern sukzessive und unauffällig in ein narratives Interview verwandelte (siehe Kapitel 2.1.5.3). Mein Gegenüber war dann meistens so in das Thema verwickelt, dass er*sie nicht merkte, wie ich in den Arbeitsmodus wechselte (vgl. Bernard 2018, 157). Dennoch mussten bestimmte Rahmenbedingungen der Forschungsethik eingehalten werden. Konkret ist damit gemeint, dass ich die Gesprächspartner*innen zu einem angemessenen Zeitpunkt darauf aufmerksam machte, dass ich die besprochenen Überlegungen im Kontext meiner Forschung anstellte. Speziell das Bitten um Erlaubnis gewisse Methoden durchführen und Gesprächsinhalte im ethnographischen Text anführen zu dürfen, ist von großer Bedeutung² (vgl. Girtler 2001; Bernard 2018). In manchen Fällen nahm ich wahr, dass mein Nachfragen die Gedanken der Gesprächspartner*innen sogar noch beflügelte, da sie sich in ihren Erzählungen ernst- und (endlich?) wahrgenommen fühlten. So kam ich an noch ausständige Informationen und konnte teilweise sich wiederholende Geschichten umgehen. Fest steht, dass diese Methode mit Sicherheit eine der mental zehrendsten war und ich Probleme damit hatte, mich bei der schriftlichen Dokumentation noch am selben Tag an Details zu erinnern (ebd.).

Im Nachhinein betrachtet bin ich dennoch froh um jedes einzelne informelle Gespräch. Denn hin und wieder traf ich doch auch Zuhörer*innen, die nach meinem Wissensstand und Erfahrungen fragten und mir so als Reflexionspartner*innen unbewusst eine unentbehrliche Hilfestellung darboten.

2.1.4 Reflexionspartner*innen

Lueger und Froschauer (2020, 11) betonen auf der Grundlage von Blumer (1981) den reflexiven Imperativ von Methoden und Perspektiven während des Forschungsprozesses. Besondere Aufmerksamkeit wird hierbei den Reflexionsphasen gewidmet, die ganz im Sinne des zyklischen Forschungsablaufes nicht nur eine Hilfestellung für den*die Forscher*in sind, sondern eine generelle Qualitätssicherung der erhobenen Daten und Analysen erlauben

² Wie auch Bernard widme ich der Forschungsethik kein eigenes Kapitel. Denn „[this] topic is important in every phase of research [...]“ (2018, viii). Dem gleichgetan zieht sich eine angemessene Vorsicht und Bedacht gegenüber dem Einhalten der wissenschaftlichen Ethik inklusive dem Fragen nach der Verwendungserlaubnis durch den gesamten Forschungsprozess. Zum Teil ist jenes mündliche Einverständnis auch wörtlich in Interviewtranskriptionen wiedergegeben.

(Lueger/Froschauer 2020, 201f.). Durch die ständige Rücksprache des*der Forschers*in mit außenstehenden, nicht direkt forschungsinvolvierten Personen entsteht ein Verifizierungssystem, das bestimmt, ob der*die Forscher*in beispielsweise eine voreingenommene Haltung eingenommen hat. Auch der Perspektivenwechsel gelingt besonders im Dialog mit Außenstehenden, wenn die Forschungsperson selbst bereits an die Grenzen seiner*ihrer Fantasie stößt und ein ständiges „*mining [the] own reflexivity*“ (Clarke 2014, 5) zur unüberwältigbaren Aufgabe wird.

Um dem Grundsatz der kontinuierlichen Selbsthinterfragung und -überprüfung zu entsprechen, hatte ich persönlich das Glück mich mit einem zuverlässigen Reflexionspartner besprechen zu können. Während langer Telefonate, Textnachrichten oder persönlicher Gespräche legte er mir die Wichtigkeit gewisser Teilbereiche meiner Forschung nahe, die ich durch einen Überfluss an Informationen bereits als nichtig abgetan hatte. Auch geschlechterspezifische Perspektiven waren mir erst durch meinen Reflexionspartner möglich. Erfahrung und Hintergrundwissen bezüglich Namen und Identität aus der Sicht anderer Religionsgruppen, Kulturräume, als Migrant*in oder Angehörige*r einer anderen Ethnie zum Beispiel konnten wir beide nicht einbringen. In manchen Fällen suchte ich lediglich Bestätigung oder bekräftigende Worte, um mit gewissen Forschungsansätzen fortzufahren. Das häufige Zusammenfassen meiner neuesten Erkenntnisse half mir besonders dabei, meine eigenen Gedanken zu fassen, zu wiederholen und bereits während des Erzählens zu überarbeiten.

Aus meinem Umfeld erwiesen sich jedoch mehrere Menschen als anregende Reflexionspartner*innen. Wie bereits in der Beschreibung der informellen Gespräche erwähnt, übernahmen viele Personen, die in meine Forschung eingeweiht waren, die Rolle von Mitforschenden. Sie wurden ihrerseits aufmerksam und trugen mir diverse Informationen hinsichtlich Namen und Identität zu, welche sie mit Dritten besprochen oder erlebt hatten (BL 27.5.2021, 1.6.2021; FN 4.11.2021; 23.11.2021; 10.3.2022). Auch diese Form der Reflexion erweiterte meinen Horizont.

2.1.5 Interviews

Im Jahr 2016 postulierten Krell und Lamnek im Methodologiewerk „*Qualitative Sozialforschung*“, dass das Interview auf dem besten Weg ist, der „Königsweg“ des qualitativen Paradigmas zu werden (ebd., 313). Auch mein Forschungsdesign sieht das qualitative Interview für den Hauptteil der Datenerhebung vor. Einer der vielen Gründe, die für die diskursive

Dominanz in der Methodenwahl sprechen, ist, dass durch das abstrakte Feld der Forschung teilnehmende Beobachtung nur schwer bis gar nicht durchführbar ist. Als viel praktikabler stellte es sich heraus, Einzelpersonen dazu zu bewegen, sich mit mir gemeinsam über ein bestimmtes Thema zu unterhalten. Ich nehme es dadurch als natürlichsten Weg wahr, die Thematiken Namen und Identität durch interpretationsanalytische Verfahren zu beforschen und so auch schon im Prozess der Datenerhebung dem qualitativen Forschungsansatz zu entsprechen (ebd.).

2.1.5.1 Methodische Detailgestaltung

Selbstverständlich steht das qualitative Interview hinsichtlich der Zuverlässigkeit seiner Ergebnisse in großer Konkurrenz zum quantitativen Interview. Obwohl standardisierte Befragungen mit vorausgearbeiteten Frage-Antworte-Situationen einige Vorteile mit sich bringen (siehe Krell/Lamnek 2016, 315), muss der*die Forscher*in letztendlich themenspezifisch abwägen, welche Form der Interviewführung am ehesten vertrauensvolle Informationen der Interviewees einbringt. Der überzeugendste Grund das vorliegende Forschungsdesign nach qualitativen Interviews auszurichten, war die Minimierung der kommunikativen Asymmetrie in der Interviewsituation. Während bei der quantitativen, standardisierten Methode nur in eine Richtung Fragen gestellt werden und die Antworten daraufhin einer wortgenauen Kategorisierung unterlaufen, verfolgt die qualitative einen ausgeglicheneren Gesprächsstil. Bei Letzterem ist die Asymmetrie der Kommunikation zwischen Interviewer*in und Interviewee deutlich verringert. Empathie im Dialog zeigt sich hier als der Schlüssel zum Erfolg. Die Gestaltung der Fragen und Antworten findet offen und flexibel statt. Ausschweifende Erzählungen können das Interview sogar bereichern und auch Fragen seitens des Interviewees stören die Rollenstruktur der beiden Gesprächspartner*innen keineswegs. Das geringe Ungleichgewicht in dieser Frage-Antwort-Situation ähnelt demnach Alltagsgesprächen (ebd., 318; Rapport 2012; Lueger/Forschauer 2020, 28f.).

Skinner (2012) gibt die Stimmen vieler Methodolog*innen im sozialwissenschaftlichen Bereich wieder und verdeutlicht damit klar, dass das Prinzip der Gleichrangigkeit zwischen Interviewer*in und Interviewee ein Grundsatz für das semi-strukturierte Interview ist. Diese Art der Interviewführung bedeutet, dass die Fragestellungen an die Situation angepasst werden, keinem fixen Schema entsprechen und sich flexibel an der Thematik des Interviews orientieren (Lueger/Forschauer 2020, 29). Agar (1996), Kvale (1996) und Burgess (1993) sind sich darüber einig:

[...] the unstructured (informal or semi-structured) interview which has more open-ended questions on themes, can involve probing or follow-on/supplementary questions relating to the answers, is conducted more as a conversation and is supposed to be more natural and egalitarian in the relationship between the interviewer and interviewee. The association of the 'interview as conversation' suggests that there is a give-and-take to the semi-structured interview. (In: Skinner 2012, 9)

Nicht ohne Grund geht Kvale schließlich im Detail auf die Bedeutung des Wortes Interview ein und betont dessen Zusammensetzung aus *inter* [zwischen] und *view* [Meinung, Ansicht]. Dies verdeutlicht den zugrundeliegenden Zweck dieser Art des Gesprächs und spricht an, dass ein Interview vordergründig als Meinungs austausch angesehen werden sollte (1999, 15f.) Qualitative, semistrukturierte Interviews weisen diese methodischen Charakteristika definitiv auf. Wird dies noch durch eine narrative Komponente spezifiziert, sind die Fragen so formuliert, dass der*die Interviewee ins Erzählen abdriftet und beginnt von seiner*ihrer Lebensgeschichte zu berichten (Skinner 2012, 8). Die daraus resultierende Fülle an Daten spielt der darauffolgenden Interpretationsanalyse in die Hände.

Um Informationen bezüglich des hier beschriebenen Forschungsthemas zu sammeln, wendete ich zehn formelle, semi-strukturierte, tendenziell narrative Interviews an, denen ich standardisierte „Spielchen“ am Schluss der Konversation anhängte. Obgleich, wie beschrieben, nur die vorgegebene Thematik das Gespräch einrahmte und die Situation die Fragen bestimmte, war eine durchdachte Vorbereitung der Interviews durchaus notwendig. Ich überlegte mir im Voraus, welche Personen besonders gut auf welchen Fragestil reagieren würden, worauf ich als Interviewerin speziell eingehen muss, welche Fragen unentbehrlich sind und auf welche Eckdaten ich nicht vergessen darf (FT 19.10.2021, 8.11.2021). Wie es eigentlich das quantitative Interview verlangt, versuchte ich auch in der qualitativen Methode Suggestivfragen dringlich zu vermeiden (Krell/Lamnek 2016, 318). Dennoch entpuppte sich diese Fragetechnik in manchen Interviewsituationen sogar als hilfreich. Unter diesen Umständen musste ich mir jedoch gänzlich sicher sein, dass der*die Interviewee im Falle entgegengesetzter Meinungen meinem Vorschlag auch selbstsicher mit einem klaren Nein oder einer konträren Antwort entgegen würde (FT 17.1.2022).

Mit voranschreitender Routine durch die wachsende Anzahl bereits abgehaltener Interviews fiel mir auf, dass ich bereits auf gewisse sich wiederholende Situationen vorbereitet war. Ich wusste genau, wann ich bestimmte Fragen unbedingt einwerfen sollte und wie ich die Aufmerksamkeit der Interviewees auf besondere Themen lenken konnte. Dadurch war ich in der Lage, spontan ähnliche Fragen in verschiedenen Interviews zu stellen und somit durch den Vergleich der unterschiedlichen Antworten aussagekräftige Schlüsse zu ziehen.

In Anbetracht dessen, dass ich ein visuell denkender Mensch bin, habe ich in manchen Gesprächen gemeinsam mit dem*der Interviewee metaphorische Modelle für den Zusammenhang von Namen und Identität erstellt. Diese präsentierte ich in den darauffolgenden Gesprächen anderen Interviewpartner*innen und bat sie um Kommentare, Erweiterungen oder eigene Modelle, die ihre Ansichten veranschaulichten. Dieselbe Methode wendete ich mit weniger visuellen Konzeptbildungen an und motivierte die Befragten dazu, in die Position des*der Forschers*in zu treten. So sollten sie mit mir gemeinsam überlegen, ob und wie sich ein Zusammenhang zwischen Namen und Identität manifestiert. Die formellen Interviews entwickelten sich also zu Dialogen, die auf der Basis von Erfahrungsberichten, Erzählungen und gemeinsamen Überlegungen verliefen.

Lediglich als das Interview sich meiner Einschätzung nach dem Ende zuneigte, kam ich auf eine standardisierte Befragungstechnik zurück. Das bedeutet, dass ich allen zehn Interviewees dieselben drei Fragen/Aufgaben in Form von „Spielchen“ [MG] stellte und eine möglichst klare Antwort darauf erwartete (Krell/Lamnek 2016, 318).

1. Wie kann man Identität in einem Satz beschreiben?
2. Nenne drei Assoziationen zu Identität.
3. Auf einer Skala von 1-10 (10 steht für große Nähe zum Thema) – wie sehr verbindest du deinen eigenen Namen mit den folgenden Begriffen: *Verwurzelung, Familie, Individualität?* (FT 19.10.2021)

Die Frage danach, was Identität ist und wie die Personen zu ihrem Namen stehen tastete ich bereits vor dieser Fragemethode ab. Es war beabsichtigt diese Spielchen erst zum Schluss des Interviews zu erwähnen. Diese konsekutive Art der Fragestellung ermöglichte es, den Gedankenprozess der Befragten mitzuverfolgen. Tatsächlich entwickelten sich im Laufe des Gesprächs Meinungen und Ansichten bezüglich der Thematik, die sich zu Beginn des Interviews noch nicht manifestiert hatten. Die abschließende, standardisierte Befragung brachte somit die fortlaufenden Aussagen während des Interviews auf den Punkt. Sogar die Interviewees schienen durch diese Spiele den roten Faden ihrer eigenen Argumentation zu begreifen und fanden sich in neuen Erkenntnissen wieder. Darüber hinaus vereinfachte diese Art der rückblickenden, selbstständigen Zusammenfassung u. a. den Analyseprozess und bot sich für ein vergleichendes Auswertungsverfahren an.

Die Antworten auf diese spezifischen Fragen sind im Gedankenbuch stichwortartig als Notizen niedergeschrieben. Auf die Datenerfassung der Interviews in Form von Tonaufnahmen

und detaillierten Transkriptionen etc. wird jedoch zu einem späteren Zeitpunkt im Kapitel 2.1.6 eingegangen.

2.1.5.2 Interviewpartner*innen

Es erscheint logisch, dass die Interviewpartner*innen die Hauptprotagonist*innen in dieser Methode sind. Sie stellen eine Gruppe Wissender dar, auf der die Forschungsergebnisse später beruhen. Dennoch bekleiden sie nicht den Status des*der Informanten*in, sondern befinden sich im ebenbürtigen Gespräch mit dem*der Forscher*in (Bernard 2018, 150). Die Selektion und Größe dieser sogenannten *sample group* sind wichtige Kriterien für die Stichhaltigkeit der Studie, da diese Gruppe befragter Menschen gewisse Gesellschaftseinheiten innerhalb der Forschung repräsentiert (ebd., 155). Je besser die Interviewsamples gewählt sind, desto zuverlässiger und weitgreifender können im Analyseprozess Schlüsse gezogen werden.

Obwohl die Sampleauswahl nicht bei jeder Art der Feldforschung im Vorhinein bestimmt werden kann (siehe Kapitel 2.1.3), sollte sie ein strategischer Prozess sein. Schließlich verfolgt der *recruitment process* immer ein bestimmtes Ziel innerhalb der Studie und ist besonders während des zyklischen Forschungsablaufes den voranschreitenden Untersuchungen ausgesetzt (Kristensen/Ravn 2015, 730). Gleichzeitig ist dies keine Voraussetzung dafür, dass die Auswahl der Interviewpartner*innen statistischen Prinzipien folgt. Bei qualitativen Interviews steht nämlich der informative Aspekt des Gesprächs im Vordergrund. Kriterien wie Alter, Gender oder Ähnliches sind demnach inhaltlichen Relevanzkriterien nachrangig (Lueger/Froschauer 2020, 43, 68). Das meistunterschätzte Gütekriterium für eine aussagekräftige Forschungsarbeit ist jedoch die Nachvollziehbarkeit des Auswahlverfahrens der *sample group*. Wie Kristensen und Ravn (2015) bemerken, geht selten ein*e Methodiker*in im qualitativen Forschungsparadigma auf die Relevanz dieses Selektionsprozesses ein. Dennoch besteht genau hier das Risiko, Transparenz einzubüßen, indem der*die Forscher*in vergisst zu erwähnen, warum manche Personen als Interviewee in Frage kommen und andere nicht. Scheinbar offensichtlich manifestiert sich bei der Auswahl der Interviewpartner*in die Positionierung des*der Forschers*in als einflussreichster Faktor. Doch auch das untersuchte Themengebiet spielt im *recruitment process* eine wichtige Rolle. „[...] *recruitment often proves to be more challenging than anticipated and more consequential than generally acknowledged*“ (ebd., 734). Diese Worte fassen die leider oft unbeachtete Problematik der qualitativen Interviewmethode zusammen. Die einzige Lösung dafür findet sich in der *transparent reflexivity* wieder (Gillian/Rose 1997 In ebd., 723). Diese steht im Kontext der *sample group*

Auswahl für die detaillierte Beschreibung des Verfahrens. Somit führt das eigene Hinterfragen der methodischen Vorgehensweise erneut zur Vermeidung von Stolpersteinen in qualitativen Untersuchungsrahmen.

Primär liegt der Auswahl der *sample group* genauso eine *sample size* zugrunde, die angibt, wie viele Interviewees für die Untersuchung insgesamt notwendig sind. Im Fall der vorliegenden Ethnographie verkörpert die Summe der Gesprächspartner*innen mit all ihren Eigenschaften die größte Analyseeinheit im abstrakten Forschungsfeld und ist dem fast schon synonym. Obwohl Morse (1994) empfiehlt bei ethnographischen und *Grounded Theory* Studien mindestens zwischen 30 und 50 verschiedene Interviews abzuhalten, sieht das hier gewählte Forschungsdesign nur zehn formelle Einzelinterviews vor (In: Bernard 2018, 154). Dies ist dem Grund geschuldet, dass weitere Interviews durch ihren intensiven Vor- und Nachbereitungsaufwand sowie ihre Länge die zeitlichen Kapazitäten dieser Forschung überschreiten würden³.

Eine besonders markante Kategorisierung in meinem Auswahlverfahren der Interviewees ist der Generationsbegriff. Obwohl dieser im alltäglichen Gespräch ohne jegliche Definition gebräuchlich ist, beschreibt Karl Mannheim (2017, 110f.) drei Differenzierungen ‚herkömmlicher‘ Generationen. Die Begriffe Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit sind darunter am prominentesten. Während die Generationslagerung nur auf ein gemeinsames Geburtsjahr einer Gruppe von Menschen hindeutet, setzt der Generationszusammenhang voraus, dass die Gruppe von Menschen auch dieselben sozial-historischen Bedingungen erlebt hat. Hier kommt die Unterscheidung zwischen vital-biologischen Faktoren und gesellschaftlich-geistigen Einflüssen zum Vorschein. Die Menschen, die schließlich diese gesellschaftlichen Begebenheiten des Generationszusammenhangs auf gleiche Weise verarbeiten, gehören einer Generationseinheit an (ebd., 104f.). Da der Kontext der Forschung nach dem Zusammenhang von Namen und Identität es nicht zulässt zu hinterfragen, wie die ausgewählten Generationsgruppen die sozial-historischen Ereignisse verarbeitet haben, wird die vorliegende Thematik anhand des Generationszusammenhangs als übergeordnetes Konzept diskutiert. Dennoch wird diese theoretische Definition mittels des vereinfachten Begriffs Generation in den weiteren Bearbeitungen angesprochen.

³ Um dennoch die Qualität und tendenzielle Allgemeingültigkeit der Ergebnisse durch einen angemessen großen Aussagenpool rechtfertigen zu können, sind dem zirka zehn informelle Gespräche angefügt. Diese stehen den formellen Interviews in der Auswertung als ebenbürtige Daten gegenüber (siehe Kapitel 2.1.3).

	G 1	G 2	G 3	Bonus
Geburtsjahr	1920-40	1950-1970	1990-2010	1990-2010
m		Valentin	Oskar, Robert	
w	Margit	Anita, Jennifer	Lou	
d				Quinn
Ehepaar w/m	Eleonore/Heinz Elisabeth/Friedrich			

Tabelle 1: Anonymisierung

In *Tabelle 1* sind die drei Generationen [G1, G2, G3] angegeben. Von insgesamt zwölf Interviewees (aus zehn geführten Interviews) sind hier elf Personen (neun Interviews) generationenspezifisch unterteilt. Aufgrund der ungefähren Zeitspanne der Geburtsjahre der Personen in der Tabelle lässt sich schlussfolgern, dass die Befragten aus Generation Eins [G1] den Ältesten entsprechen. Generation Drei [G3] vertritt somit das entgegengesetzte Phänomen der jüngsten Interviewpartner*innen. Obwohl die Generationen eine zeitliche Abfolge veranschaulichen sollen, schließen die schematisch angegebenen Geburtsjahre der Interviewees nicht aneinander an. Dies ist dem Grund geschuldet, dass einige Gesprächspartner*innen tatsächlich in einem generationsbedingten Verwandtschaftsverhältnis zueinanderstehen (z.B. Eltern, Kind, Enkelkind). Alle weiteren Interviewees wählte ich nach den vorgegebenen Geburtsjahren dieser natürlichen Generationsabfolge aus. Jeder Generation gehören in diesem Forschungsdesign drei Personen an. Diese Anzahl an Interviewees pro Generation erschien im gegebenen Arbeitsrahmen sowohl realisierbar als auch aussagekräftig⁴. Obwohl die Angabe vom Gender der Interviewpartner*innen deren Anonymisierung erschwert und ursprünglich nicht vorgesehen war, erachte ich diesen Aspekt für die spätere Auswertung als unverzichtbar. Dies kann damit begründet werden, dass genderspezifische Erlebnisse hinsichtlich Namen die Lebenserfahrung der Interviewees besonders in G1 und G2 geprägt haben.

Das „Bonusinterview“ tritt in der Tabelle gesondert von den anderen Kategorien auf und entspricht keinem Generationsbegriff. Dieses Herausstechen durch den Mangel an Zuordnung in diesem Belang ist beabsichtigt und unterstützt das weitere Verständnis der Intervieweeaufteilung. Bei diesem Interview handelt es sich nämlich um eine Situation der Namensänderung aufgrund eines veränderten Identitätsbewusstseins. Alter bzw. Generation ist dabei nur eine marginale Rolle zugewiesen. Im Überblick der Forschung dient speziell diese Befragung/Erzählung der Nachbearbeitung aller vorangegangenen Interviews und sorgt für eine inhaltlich abrundende und erklärende Ansicht auf die Problematik der Fragestellung.

⁴ Die Befragungen zweier Ehepaare in G1 stellen sich als Sonderfälle heraus. Während der Interviewsituation war die Einzelbefragung erschwert. Jegliches Bitten danach hätte die Stimmung beeinflusst und eventuell für Unbehagen oder Unverständnis bei den Interviewees (als Paar) gesorgt (FN 29.10.2021, 23.3.2022).

Hinsichtlich der Beziehung zu den ausgewählten Gesprächspartner*innen wie auch dem Forschungsthema selbst befürwortet Mayring ein Naheverhältnis in Form eines persönlichen Bezugs zum Untersuchungsgegenstand. So kann der*die Forscher*in „[...] möglichst nahe an der Alltagswelt der beforschten Subjekte [anknüpfen]“ (2002, 146). Es entsteht zusätzlich dazu eine Interessensübereinstimmung zwischen Forscher*in und Gesprächspartner*in, wodurch sich speziell in diesem Fall zahlreiche Schnittstellen der Interviewergebnisse mit meiner Autoethnographie ergeben haben. Dies bestätigt u.a. meine Annahme, die Forschungsfrage dem Forschungsunternehmen entsprechend formuliert zu haben. Alle Interviewees sind sorgfältig aus meinem persönlichen Umfeld ausgewählt. Mit einigen hatte ich in letzter Zeit öfter Kontakt, mit anderen weniger. Nichtsdestotrotz stand ich zu allen Beteiligten bereits vor Beginn der Ethnographie in guter Beziehung. Teilweise sind die Interviewees direkt mit mir und damit auch miteinander verwandt. Die Notwendigkeit dieses Naheverhältnisses definierte ich schon zu Anbeginn als wichtige Komponente der Interviews, um auf eine vertrauensvolle Basis im Dialog bauen zu können. Ohne diese Vertrautheit hätte ich mich nicht in der Lage gesehen, die Interviewees in der Gesprächssituation richtig einzuschätzen und so das relativ intime Thema von Identität und persönlicher Namensgeschichte entsprechend sanft und respektvoll zu hinterfragen. Im Gespräch mit Fremden über selbigen Forschungsgegenstand hätten sowohl die Interviewees (so nehme ich an) als auch ich mich unwohl gefühlt. Darüber hinaus hätte eine angespannte Situation das Gegenteil von Offenheit und persönlicher Einsicht während des Interviews generiert. Die Auswahlkriterien besagen abgesehen vom Wohlfühlfaktor der Gesprächspartner*innen, dass besonders ich als Interviewerin mich mit der Selektion an Interviewees gut verstehen musste. Nur so würde ich den Fragestil während der Interviewsituation aktiv beeinflussen können. Schließlich muss ich stets darauf vertrauen und antizipieren können, dass ich niemanden verärgere oder zu nahe trete damit die Informationsquelle nicht versiegt (FT 24.1.2022, 1.2.2022, 2.2.2022).

Als eindeutiger Nachteil dieses Auswahlkriteriums des Naheverhältnisses ist die eingeschränkte Diversität hinsichtlich der *sample group* zu erwähnen. Fast alle Befragten entsprechen einem fast stereotypischen Bild an Österreicher*innen. Aufgrund der betont familiären und biologisch-generationsbedingten Beziehungen zwischen einigen unter den Interviewpartner*innen sind deren Religion und Nationalität ident. Alle Befragten sind außerdem in Österreich wohnhaft, christlich oder atheistisch erzogen und kein*e Teilnehmer*in hatte jemals eine Migrationssituation persönlich durchlebt. Die Gesprächspartner*innen sind geschichtlich so tiefgreifend in Österreich verwurzelt, dass lediglich die Familienverhältnisse der Vorgängergenerationen von G1 direkten, verwandtschaftlichen Bezug zu Ethnien,

Kulturkreisen und Bevölkerungsgruppen außerhalb des deutschsprachigen Raums aufwiesen (z.B. verwandtschaftliche Verbindungen ins heutige Slowenien oder Italien). G1 ist demnach die einzige Generation, die passiv durch ihre Verwandten Religionsunstimmigkeiten (Evangelisch/Katholisch), Migrationsumstände und Kulturzusammenführungen miterlebte. Die Zugehörigkeit der Interviewees zu bestimmten gesellschaftlichen Schichten fällt unterschiedlich aus und doch sind nicht alle ‚Klassen‘ der österreichischen Gesellschaft vertreten. Auch politische Namensbedingungen wie zum Beispiel in der NS-Zeit wurden nur selten und äußerst zaghaft thematisiert. All dies steht für eine Färbung der Interviewee-Aussagen aufgrund von Einschränkungen der repräsentativen *sample group*.

Ein weiteres Selektionskriterium für Interviewees ist die Definition des Kontrasts zwischen Stadt und Land als ‚Ort‘ der Sozialisierung meiner Gesprächspartner*innen. Dies ist den ursprünglichen Überlegungen zu verdanken, die ich vor der Entwicklung der endgültigen Forschungsfrage anstellte. Es galt zu wissen, ob sich signifikante Unterschiede in Bezug auf Namen und Identität am Land oder in großen Städten Österreichs manifestierten. Tatsächlich identifiziert sich nur eine aller befragten Personen als ‚Städter*in‘. Unterschiede in der Wahrnehmung von Identität und Namen sind dennoch zu eruieren.

Aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive sind die Interviewees ausschließlich von einem westlichen Weltbild geprägt. Ihr Verständnis vom Prinzip Person bezieht sich auf das Individuum als abgeschlossene Einheit innerhalb der Gesellschaft. Beziehungen zu Familienmitgliedern, die dem Kontakt zwischen Klanmitgliedern gleichkommen und die Idee der *partibility* aufbringen, wird in diesem regionalen Kontext nur marginale Aufmerksamkeit zuteil (siehe Kapitel 1.1). Alle darauf aufbauenden Gedanken hinsichtlich Identität und Name gehen von dieser Vorgabe aus. Dies stellt ein besonders ausschlaggebendes Limit der *sample group* dar, dessen Erwähnung die hier gewonnenen Erkenntnisse vor der Kritik des Ethnozentrismus bewahren soll. Trotz der zahlreichen Einschränkungen tragen jegliche Begrenzungen dazu bei, spezifische Tatsachen über eben jene befragte Bevölkerungsgruppe herauszufinden. Damit ist der Grundstein für die Ausweitung des gesamten Forschungskonzeptes gelegt.

Bei den informellen Gesprächen fand selbstverständlich im Vorfeld kein Auswahlverfahren hinsichtlich der Teilnehmenden statt. Wie erwähnt ergaben sich diese Gespräche spontan und wurden zumeist von meinem Gegenüber initiiert. Damit war die Vertrauensbasis und die Bereitschaft, über die Thematik zu diskutieren von Anfang an gegeben. Ich als Forschungsperson verspürte weniger Druck die Situation zu leiten, da sich das Gespräch ohnehin bereits von selbst aufgetan hatte. Zusätzlich entsprach das Profil des*der

Gesprächspartner*in nicht immer dem der formellen Interviewpartner*innen, was die Vielseitigkeit der Forschungsteilnehmenden erweiterte. Der Großteil dieser unvorhergesehenen Gesprächspartner*innen lässt sich in die hier vorgegebenen Generationskategorien einteilen. Da in diesen relativ kurzen Unterhaltungen aber nur einzelne Ausschnitte der Thematik diskutiert wurden, sehe ich davon ab, den informellen Gesprächspartner*innen eine ebenso anonymisierte, ganzheitliche Persona zuzuschreiben wie den formell befragten Interviewees (siehe Folgeabsatz)⁵.

Aufgrund dieser u.a. eigens zusammengestellten *sample group* aus meinem persönlichen Umfeld, ergibt sich der Sonderfall, dass sich trotz einzeln geführter Unterhaltungen die Interviewees und Gesprächspartner*innen untereinander kennen. Auch wenn manche Interviewpartner*innen keinen Wert auf die Verschleierung ihres Namens legen und auch kein*e informell befragte*r Gesprächspartner*in darauf bestand, ist eine Anonymisierung dennoch unentbehrlich. Erneut dient dies nicht nur zum Schutz der Befragten, sondern es erleichtert auch mir als Forscherin das bedenkenlose Formulieren meiner Gedanken in der Synthese. Potenzielle persönliche Animositäten hinsichtlich der Ergebnisse dieser Forschung ausgehend von den Interviewees hindern mich demnach nicht daran, meine Überlegungen auszusprechen. Durch diese unvoreingenommenen Ansichten ist somit auch eine valide Beantwortung der Forschungsfrage möglich.

Wie in *Tabelle 1* ersichtlich ist, trägt jede*r Interviewpartner*in einen Vornamen. Diese repräsentieren lediglich das Gender der Personen, stehen nicht im Zusammenhang mit deren ursprünglichen Vornamen und wurden nach dem Prinzip der Willkür auserkoren. Das Hauptaugenmerk bei der Auswahl der anonymisierten Namen liegt darauf, dass ich während des Analyseverfahrens die Pseudonyme gedanklich gut mit den Interviewees assoziieren kann. Aus diesem Grund klingen die Namen der Personen in G1 eventuell weniger ‚modern‘ als die in G3. Der gewählte Name führt mir während meiner Bearbeitungen in gewisser Weise die Eigenschaften der Person, meine Beziehung zu ihr, sowie die Interviewsituation wieder vor Augen.

2.1.5.3 Interviewsetting, -ablauf und -bearbeitung

Die erste Kontaktaufnahme mit den Interviewees verlief meistens per Telefon. Zugegebenermaßen kostete es mich bei manchen etwas Überwindung um ein Interview zu

⁵ Der Beitrag der informellen Gespräche erscheint in den Auswertungen dieser Forschung als Feldnotiz [FN] oder als Teil der Datensammlung *Belonging* [BL] (siehe Kapitel 2.1.6) und wird im entsprechenden Kontext erwähnt.

bitten. Manchmal besprach ich mein Vorhaben mit einer Person, die dem*der zukünftigen Gesprächspartner*in noch näherstand, um vorzufühlen, ob ein Interview jemandem vielleicht sogar gänzlich widerstreben würde. Zu meinem Erstaunen wirkten alle dafür vorgesehenen Personen von meiner Idee angetan. Obwohl alle sofort einwilligten, drückte ein Großteil von ihnen schon bei der Terminvereinbarung Zweifel aus, ob sie mir bei meinen Fragen überhaupt weiterhelfen könnten. Ich versicherte ihnen daraufhin, dass es weder richtige noch falsche Antworten gäbe und informierte sie über die aufgelockerte Interviewstruktur.

Jegliche Form von Bezahlung wäre in dieser Konstellation aus zwischenmenschlichen Gründen undenkbar gewesen (Bernard 2018, 157). Manchen Interviewpartner*innen brachte ich jedoch ein kleines Gastgeschenk mit, wenn ich sie zuhause besuchte. Fand das Interview bei mir statt, zeigte ich meine Wertschätzung seiner*ihrer Zeit beispielsweise mit gutem Essen. Dies sorgte bereits für wohlige Stimmung und beeinflusste das Interviewsetting positiv (Lueger/Froschauer 2020, 43). Zumeist saßen wir beim Küchentisch oder im Wohnzimmer auf der Couch. Das direkte Gegenübersitzen vermied ich deswegen, weil diese Position Konfrontation vermittelt und das Interview in die kommunikative Asymmetrie leiten hätte können. Zusätzlich versuchte ich selbst durch meine Körpersprache Ruhe auszustrahlen, um meine eigene Nervosität zu kaschieren und die der anderen zu besänftigen.

Begonnen hat jedes Interview entweder eher holprig oder mitten im bereits gestarteten Gespräch (vgl. Lueger/Froschauer 2020, 83). Zumeist versuchte ich vorab mein Vorhaben in kurzen, einleitenden Worten zu erklären, meine Ziele anzudeuten und eventuelle Bedenken endgültig aufzulösen. Dann eröffnete ich das Interview mit fixen, aber offen gestellten Fragen, woraufhin die Interviewees immer mehr ins Reden verwickelt wurden. Tatsächlich führte eine Frage zur anderen und die Gedanken und Überlegungen nahmen Form an. Nur äußerst selten war ich gezwungen erwartungsvolle Stille mit gezielten Fragen zu durchbrechen. Im Schnitt dauerte jedes Interview zirka eine Stunde lang. Danach war sowohl mein*e jeweiliger*e Gesprächspartner*in als auch ich mental ausgelaugt und nicht mehr konzentrationsfähig. Obwohl diese Müdigkeit normalerweise speziell bei informellen Interviews auftritt, beschreibt Bernard (2016, 157) die Herausforderungen äußerst passend: „*This is hard, hard work. You have to remember a lot; you have to duck into private corners a lot (so you can jot things down); and you have to use a lot of deception (to keep people from knowing that you're really at work, studying them)*“. Das angesprochene Notieren von Aussagen kann hier mit dem gedanklichen Vergleichen mehrerer Interviews und Aussagen während eines Gesprächs gleichgesetzt werden. Darüber hinaus stellte es sich als meine Verantwortung heraus, die etwas ungeordnete

Argumentationsfolge der Interviewees indes zu ordnen, um darauffolgend mit den richtigen Fragen fortzufahren oder zu verifizieren, ob ich ihre Deutungen richtig verstand. Nachdem ich die Interviewsituation offiziell beendet und mich dafür bedankt hatte, führte ich mit vielen noch weitere, informelle Diskussionen, in denen die Interviewees mir alltägliche Anekdoten und Beobachtungen nachträglich erzählten. Ich vermute, dass erst durch die Beendigung des Interviews die Gesprächspartner*innen die hervorgebrachte Information für sich verarbeiten konnten und deswegen häufig das Bedürfnis dieser Art des Nachgesprächs vorhanden war.

Während des Interviews machte ich mir nur die notwendigsten Notizen, um den Gesprächsfluss nicht künstlich zu unterbrechen (siehe GB). Die Nachbearbeitung jener Interviews fand schriftlich statt (siehe FN). Dabei rollte ich Bedenken und Erwartungen, die ich hinsichtlich der Interviewsituation im Vorhinein notiert hatte, neu auf. Ein Intervieweintrag in meinen Feldnotizen beinhaltet demnach Ort und Datum des Ereignisses, die Eckdaten der Person, die auch angeben, in welcher Beziehung ich zu ihr stehe, Kommentare zum Ablauf des Termins und meine Erwartungen daran, sowie eine Paraphrasierung des Gesprächsinhaltes. Im Forschungstagebuch hielt ich schließlich noch Ideen, vorläufige Erkenntnisse und eigene Theorien fest.

2.1.6 Datenerfassung

Die Art der Verschriftlichung ist ein Teil dessen, was schlussendlich alle Methoden vereint. Erst durch die Erfassung der gesammelten Informationen, so Breidenstein et al., werden diese zu wissenschaftlichen Daten umgewandelt (2015, 85f). Einerseits dient dieses Festhalten der Informationen dem Reflexionsprozess des*der Forschers*in. Andererseits ist es ein wesentlicher Teil für die Auswertung, da diese im qualitativen Kontext anhand der interpretativen Analyse eben dieser Texte geschieht. Schreibt die Untersuchungsperson die erhobenen Daten noch im *status nascendi* auf, so können diese Notizen als eine unverzerrte, authentische Repräsentation der Wirklichkeit angesehen werden. Dies birgt den Vorteil der Kontrollmöglichkeit, wenn beispielsweise ein Interview oder eine Beobachtung schon längere Zeit zurückliegt. In weiterer Folge ist die Datenerfassung dadurch auch ein Garant für die Validität und Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse (Krell/Lamnek 2016, 313).

Drei Wege der Dokumentation ethnographischer Informationen stechen hervor. Das Sammeln existierender Textdokumente aus dem Feld gilt genauso als Datenerfassung, wie das Notieren von Eindrücken, Abläufen, Äußerungen etc. und technische Aufzeichnungen (Bild

und Ton) von Ereignissen inklusive deren Transkription. Diese Dokumentationsmethoden verlangen eine gekonnte Selektion der wichtigen Informationen. Um dies zu erreichen ist die ständige Aufmerksamkeit und Reflexion der Ereignisse während des Feldaufenthaltes gefordert. Dennoch kann erst durch erneutes und wiederholtes Lesen des entstandenen Textmaterials der Analyseprozess beginnen, um die Ergebnisse der Forschung für die Leser*innen wiederzugeben (Breidenstein et al. 2015, 86).

Zur Beforschung von Namen und Identität waren mehrere Mittel zur Datenerfassung und stetigen Reflexion notwendig. Im Text sind diese durch Feldnotizen [FN], das Forschungstagebuch [FT], das Gedankenbuch [GB], Interviewtranskriptionen [ITK] und Audioaufnahmen vertreten. Zusätzlich dazu war es mir möglich, zahlreiche informelle Gespräche, Autoethnographie und Beobachtungen aus einer kurz davor abgehaltenen Forschung zu einem ähnlichen Forschungsgegenstand in dieser Studie einzuflechten. Das Kürzel [BL] steht für *Belonging* (Name der Forschung) und weist im Text auf die damals notierten und heute noch gültigen Datenquellen hin. Grundsätzlich verschriftlichte ich somit dreierlei verschiedene Gedankenprozesse. Zum einen sind das Überlegungen zum Forschungsprozess, Vor- und Nachbereitungen besonderer Ereignisse und auch persönliche Gedanken wie z.B. Zweifel, Frust, Freude und Erfolgserlebnisse. Diese Art der Information formulierte ich im Forschungstagebuch. Die zweite Form der Datenerfassung widmete sich dem Niederschreiben bestimmter Ereignisse und Methoden wie Beobachtungen, Autoethnographie, informelle Gespräche, Interviewkommentare etc. Diese Daten sind in den Feldnotizen und in der Datensammlung „*Belonging*“ zu finden. Dem gleichgestellt sind die Audioaufnahmen der formellen Interviews und deren Transkriptionen. Als dritte und wahrscheinlich intensivste Verschriftlichungsvariante ist mein Gedankenbuch zu erwähnen. Per Hand schrieb ich darin alles, was dringend festgehalten oder aus meinen laufenden Gedanken verbannt werden musste. Seine Inhalte variieren demnach von Plänen der Zeiteinteilung über Blitzideen, vorläufige Theorieansätze und Literaturrecherche bis hin zu persönlichen Motivationsprüchen und bunten Kommentaren.

Generell sind alle Methoden der Datenerfassung mit Datum und Ort der Niederschrift versehen und im jeweiligen Dokument fortlaufend verfasst. Lediglich das Gedankenbuch verkörpert diesbezüglich eine Ausnahme, da die einzelnen Seiten ständig überarbeitet wurden. Bereits existierende Texte habe ich immer wieder kommentiert, verändert oder gänzlich gelöscht. Der Zusatz von Ort und Datum des Überarbeitungseintrags hätte nur zu Verwirrung geführt und spielt bei genauerer Betrachtung der Gedankenbuchnotizen keine bedeutsame Rolle.

Als größte Herausforderung entpuppte sich die Datenerfassung der formellen Interviews. Obwohl dies den Arbeitsaufwand deutlich erhöhte, war aufgrund der Anzahl und Länge der Gespräche eine Tonaufnahme derselben unverzichtbar (Lueger/Froschauer 2020, 83; FT 27.10.2021, 8.11.2021). Diese ermöglichte ich mittels der Sprachmemofunktion meines Mobiltelefons. Jenes kleine Aufnahmegerät erachte ich im Nachhinein als besonders praktisch, da Handys als Alltagsgegenstände nur minimal auffallen, wenn sie nahe der Gesprächssituation herumliegen. Auf diese Weise kam das Gefühl während des Interviews künstlich belauscht zu werden erst gar nicht auf. Lediglich eine einzige Person gab mir kein Einverständnis für die Aufnahme unseres Gesprächs (FN 3.11.2021). Ihr konnte ich das Unbehagen als Reaktion auf meine Idee der Tonaufzeichnung tatsächlich ansehen. Ich notierte mir daraufhin mehr Stichpunkte als sonst während eines Interviews und verfasste noch am selben Tag das Gedankenprotokoll, um meine Erinnerungen möglichst wahrheitsgetreu und vollständig wiederzugeben (ebd.).

Hinsichtlich der Transkription aller Interviews war schnell klar, dass kein Transkriptionsprogramm diese Arbeit hätte übernehmen können. Grund dafür war der von fast allen Interviewees gesprochene Dialekt in mehreren Varianten, den die Technik offenbar nicht erfassen konnte (FT 29.10.2021). Die Gesprächspartner*innen jedoch zu bitten sich an formaler Sprache zu orientieren, kam aus Authentizitätsgründen und um die Interviewatmosphäre nicht zu zerstören nie in Frage. Da für den Analyseprozess der Interviews eine Feinstrukturanalyse vorgesehen war, setzte dies zusätzlich voraus, dass die Transkriptionen mit Zeichen versehen werden, die das Interviewverhalten und den Gesprächsfluss schriftlich veranschaulichen (Skinner 2012, 14f.; Lueger/Froschauer 2020, 83, 143f.). Dafür wendete ich die Zeichenschrift von Przyborski und Wohrab-Sahr (2014, 168-170) an und markierte längere Pausen, Lachen, Unterbrechungen, Veränderungen in der Betonung und Sprachmelodie und teilweise unverständliche Wortpartikel direkt im Transkriptionstext.

Mithilfe dieser detailgetreuen Dokumentation ist die Basis für eine tiefgreifende Interpretation der erfassten Daten geschaffen. Der darauffolgenden Interpretationsanalyse ist also das Potenzial inne, mehr als ‚nur‘ das Gesprochene hervorzuheben und dies im vorgegebenen Kontext zu diskutieren.

2.2 Datenanalyse

Die Umwandlung der erfassten Informationen in ethnographische Daten erfolgt durch präzises Dokumentieren der Ereignisse und Aussagen. Dies stellt die Basis für eine besonders genaue

Analyse dieser Daten sicher (Mayring 2002, 85). Generell verfügt qualitative Sozialforschung über eine Vielfalt effektiver Analyseverfahren (Lueger/Froschauer 2020, 96). Dafür wechselt der*die Autor*in vom *writing mode* in den *reading mode* und beschäftigt sich zunehmend bis ausschließlich damit, das Material wiederholt durchzugehen (Emerson et al. 1995, 46 In: Breidenstein et al. 2015, 125). Bei Interpretationsanalyseverfahren wird spezielles Augenmerk auf das Ordnen und Deuten der gesammelten Daten gelegt. Innerhalb der GTM bedeutet dies jedoch nicht, dass die Datenerhebung mit Beginn der Analyse abgeschlossen sein muss.

Besagte Ordnung wird mit Hilfe von Codes und Kategorien in Feldnotizen, Transkriptionen und anderen ethnographischen Materialien erreicht (dazu später mehr). Der Vorgang des Deutens umfasst die Interpretation der Daten und das Erkennen von Zusammenhängen. Diese analytische Arbeit kann nicht von Lehrbüchern oder Computerprogrammen übernommen werden. Ganz im Gegenteil fordert das Auslesen von Kohärenz in den Daten Eigenständigkeit und hohe theoretische Sensibilität (Breidenstein et al. 2015, 125).

2.2.1 QDA-Programm: ATLAS.ti

Das Akronym QDA steht für Qualitative Datenanalyse und kommt oft im Kontext von Computerprogrammen vor. Eines unter vielen dieser ähnlich funktionierenden Programme (z.B. The Ethnograf, MAXQDA, NVivo etc.) heißt ATLAS.ti und kam in dieser Forschung zum Einsatz (Breidenstein et al. 2015, 138; Lueger/Froschauer 2020, 97). Es ist dafür designt, qualitative Daten so kreativ, genau und schnell wie möglich zu bearbeiten. Wie Breidenstein et al. (2015, 138) jedoch bemerken, kann keines dieser QDA-Programme die Analysearbeit in Form einer Interpretation der Daten übernehmen. Demnach handelt es sich lediglich um eine Hilfestellung bzw. Möglichkeit zur Verwaltung von Daten. Zweifelsohne sind QDA-Programme dadurch ein wunderbares Werkzeug zur Vereinfachung des Analyseprozesses.

Prinzipiell erlaubt es ATLAS.ti dem*der Benutzer*in wichtige Passagen in Dokumenten unterschiedlicher Art hervorzuheben. Das Markieren und stichwortartige Benennen jener Passagen – auch Zitate genannt – heißt Codieren und ist eine besonders wichtige Methode im Analyseverfahren qualitativer Forschung. *Coding* als Analysetechnik ist auf die Grundzüge der GTM zurückzuführen und wurde von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) in die Sozialwissenschaften eingeführt (Bernard 2018, 430). Hierbei werden Zitate mit sogenannten Codes verbunden, die im Idealfall eine Assoziation mit dem Inhalt des Zitats herstellen und die Passage sprichwörtlich betiteln. Codes können wiederholt vorkommen, in Hierarchien

angegeben werden oder auf inhaltliche Beziehungen zueinander hinweisen. Dadurch entstehen Kategorien, in die die einzelnen Zitate eingeteilt werden. Die Arbeit der Kategorisierung vereinfacht schließlich die Sinnerfassung des vorher ungeordneten Materials.

Codieren ist die Kategorisierungstätigkeit eines Lesers, der aus einem zufällig und chronologisch angewachsenen Datenkorpus allmählich mittels Schlagwörtern und Begriffshierarchien eine thematisch-analytische Ordnung entwickelt und mit ihrer Hilfe ebendiesen Korpus umstrukturiert. (Breidenstein et al. 2015, 138)

Vereinfacht bedeutet dies, dass das grobe Material gesammelter Daten beim Codieren durchkämmt, gefiltert und geordnet wird. Bernard erklärt dies mit den wenigen Worten “*Coding turns free-flowing text into a set of nominal variables [...]*” (2018, 429) und veranschaulicht gleichzeitig, wie essenziell dieser Schritt im Analyseprozess tatsächlich ist.

Als Forscher*in mit ATLAS.ti zu arbeiten, beschleunigt diesen Prozess erheblich. Dies verleitet jedoch dazu, das Codieren im Vergleich zur händischen Codier-Variante noch detaillierter zu gestalten. So habe ich in 21 hochgeladenen Dokumenten 1474 Zitate markiert und diese mit 89 Codes auf drei hierarchischen Ebenen versehen.

Ein Zitat kann mehrere Codes aufweisen. Beispielsweise markierte ich eine Textpassage mit den Schlagworten *Genderissue*, Wandel und Wichtigkeit. Die Codes selbst habe ich so gewählt, dass sie mir direkte Assoziationen zum inhaltlichen Zusammenhang des Texts liefern. Teilweise waren deshalb auch Worte im Dialekt oder auf Englisch unter den Codes zu finden. Bereits während des Codierens ergaben sich bestimmte Code-Familien: Name, Identität, Familie, Wandel, Gender, Theorie und Vorwissen. Der entstandene Zusammenhang unter den Codes konnte darüber hinaus durch klassische Ordnerhierarchien, sogenannte Sub-Codes oder Code-Gruppen besser sichtbar gemacht werden. Unterschiedliche Darstellungen wie Mindmap-artige Beziehungsnetzwerke zwischen den Codes, Diagrammen, Listen, Wortwolken und vor allem den einzelnen Themen zugewiesene Farben trugen dazu bei, die größer werdende Menge an Stichworten im Überblick zu behalten. Beim separaten Bearbeiten eines Codes werden per Knopfdruck alle damit markierten Zitate angezeigt. Diese Verwaltung der Passagen unterstützt das gezielte und vor allem wiederholte Lesen der hervorgehobenen Textstellen.

Zusätzlich dazu ist es durch die Option der Darstellung im Balkendiagramm möglich, die Häufigkeitsverteilung gewisser Codes in einzelnen Dokumenten oder gar Dokumentengruppen gesammelt anzuzeigen. Das Zusammenfassen mehrerer Dokumente in Gruppen half dabei, die sich unterscheidenden Materialien sowie Inhaltliches voneinander zu trennen. Auch hier war Mehrfachzuteilung möglich. So entstanden folgende Gruppen: *Belonging*,

Feldnotizen/Forschungstagebuch, Interviews, G1, G2, G3, Männlich, Weiblich, Divers⁶. Informelle und formelle Interviews wie auch Beobachtungen wurden demnach im Datenauswertungsprozess gemischt und somit gleichwertig untersucht. Autoethnographisches Datenmaterial wurde ebenso präzise ausgewertet, diente aber lediglich dem Zweck der fortlaufenden Forschungsfragenentwicklung und der Vorbereitung auf die Diskursmethoden. Die Codeverteilung bei unterschiedlichen Interviewee-Gruppen (wie z.B. G1, G2, männlich, divers etc.) ist durch diese sogenannten Codeverteilungsdiagramme [CVD] auf einen Blick sichtbar. Vergleiche unter den Dokumentengruppen sind durch einfaches Ablesen der CVD-Daten schnell möglich. Obwohl die Häufigkeitsverteilung der Codes numerisch angegeben wird und die Balkendiagramme der Darstellung statistischer Daten ähneln, bringt ATLAS.ti keine mathematisch verwertbaren Ergebnisse hervor. Dadurch, dass die Codes von dem*der Forscher*in selbstständig zugeteilt werden und auf interpretativer Analyse beruhen, verkörpert die Zahl am Ende eines Balkens im jeweiligen CVD nur eine inhaltliche Tendenz. Dies erwies sich, wie sich später herausstellte als unabdingbar.

2.2.2 Intuitive Wahl der Analyseverfahren

In der GTM, so Russel Bernard, ist es vordergründig das Ziel, kausale Begründungen und Theorien für Daten zu finden, die im Zuge der Forschung empirisch erhoben wurden. Im Detail bedeutet dies, dass einzelne Fallbeispiele menschlicher Erfahrungen Muster aufweisen. Um diese aufzudecken und zu erklären, braucht es sowohl induktive als auch deduktive Strategien. Dies legt den Fokus auf abduktives Arbeiten. Ein Abwechseln zwischen Datensammlung und Theorieforschung ist der Schlüssel zu neuartigen Schlussfolgerungen auf der Basis eben jener einzigartigen Fallstudien (2018, 435).

Wie in der Einführung erwähnt, nähert sich diese Ethnographie an das Paradigma der GTM an. Überblicksmäßig ist ein Großteil der GTM-Besonderheiten hier gegeben: abduktive Datenerhebung mit variierenden empirischen Methoden; eine offene Forschungsfrage, die sich während des Forschungsprozesses zuspitzt und schließlich freies Codieren als Methode zur Datenanalyse. Kurzzeitig folgte der gesamte Forschungsverlauf der GTM wie nach dem

⁶ Hierbei ist erneut anzumerken, dass ich zu Beginn der Forschung aus Aktualitätsgründen von Genderkategorisierungen gänzlich absehen wollte. Eigentlich war es mir ein Anliegen, in dieser Masterarbeit auf gesellschaftliche Einordnungen zu verzichten und damit den Horizont der Untersuchung zu öffnen. Dennoch entwickelte sich in den Interviews ein eindeutiger Fokus auf gegenderte Alltagsphänomene in Bezug auf Namen und Identität. Sowohl die älteren beiden als auch die jüngste Generation sahen häufig eine direkte Verbindung des Forschungsthemas mit Genderdebatten (ITK Robert 21.11.2021, Anita 11.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022; GB S.21). So entstanden drei genderexplizite Dokumentengruppen, die letztendlich Vergleiche zwischen den erfassten Aussagen und Erfahrungen zuließen.

Lehrbuch. Doch die vorzeitigen Schlussfolgerungen, die sich durch die betont abduktive Arbeitsweise noch während der Datenerhebung auftraten, beeinflussten meinen Blick auf die Thematik gravierend. Ursprünglich war ich davon überzeugt gewesen, mit den Interviews einzelne Erfahrungsberichte zu sammeln und durch sie beschreiben zu können, wie sich Name und Identität der jeweiligen Einzelperson gegenseitig beeinflussen oder sogar bedingen. Beim dritten Interviewtermin, am 21.11.2021, als ich mit Robert aus G3 philosophierte, ergab sich in unserem Gespräch spontan ein grobes Muster in seinen Aussagen (FN 23.11.2021; GB S.19, 21). Am Tag darauf bestätigte mir ein informelles Gespräch mit einer Person, die ebenfalls G3 zugesprochen werden kann und selbst schon Elternteil ist (G4), meine Theorie (FN 24.11.2021). Tatsächlich waren Regelmäßigkeiten in allen restlichen Interviews und Gesprächen (teilweise nachträglich) aufzufinden. Nicht die subjektive Erfahrung des Zusammenhangs von Namen und Identität war nun von Interesse, sondern die beiden Phänomene Name, Identität und deren Beziehung zueinander hinsichtlich eines bestimmten zeitlichen Wandels erwiesen sich als wesentlich. Zuvor war die Aufteilung der Interviewees in Generationen ein eher administrativer Aspekt der Datenerhebung. Er sollte Verallgemeinerungen vorbeugen, die aufgrund von Altersunterschieden unter den Interviewees hätten vorkommen können. Nun aber wurde die Generationseinteilung zum wichtigsten Anhaltspunkt der Untersuchung. Auch ein erster Entwurf der Forschungsfrage war sogar schon in Gedanken gefasst, was zuvor noch unmöglich erschien (FN 25.1.2022). Diese immer relevanter werdende Idee begleitete die gesamte darauffolgende Datenerhebung und beeinflusste den Analysevorgang nachhaltig.

Schließlich erinnert das intuitiv gewählte Vorgehen, durch das die gesammelten Daten ausgewertet wurden, an ein Interpretationsverfahren namens objektiver Hermeneutik. Der spontane Fokuswechsel zugunsten des Generationswandels schuf demnach ein methodisches Ineinandergreifen der abduktiven *Grounded Theory Method* und der textlastigen, strukturierten Hermeneutik. Und plötzlich bespielte diese Forschung mehr methodische Diskurse als anfänglich erwartet.

2.2.2.1 Objektive Hermeneutik

Die älteste Form des wissenschaftlichen Methodenbegriffs Hermeneutik führt zurück zum Philosophen Aristoteles und deutet traditionell auf eine *ars critica* [die Kunst der Kritik], das Sinnverstehen und die Auslegung philosophischer und literarischer Texte hin (Dilthey 1900, 187-191). Von diesem Prinzip ausgehend haben sich zahlreiche Strömungen und Debatten in

diesem Kontext entwickelt. Eine davon ist die Ansicht, dass sich hermeneutische Arbeitsweisen in der Sozialwissenschaft auf Konversationsanalysen mit handlungstheoretischem Schwerpunkt konzentrieren. Der subjektive Sinn mit speziellem Augenmerk auf den*die Handelnde*n, also die Suche nach den Sinnintentionen des*der Sprechers*in, wird untersucht. In den 1970er Jahren aber wurde eine methodische Linie gegründet, die diese Reduktion auf das Subjektive innerhalb der Hermeneutik nicht länger duldet (Schneider 2009, 13).

Ulrich Oevermann et al. präsentierten die Idee zur objektiven Hermeneutik im Text „Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“ (1979). Wie der Name vorausschickt, geht es in der Methode darum objektive Sinnstrukturen in das Zentrum der Forschungsbemühen zu rücken. Es wird die „Wirkungsmächtigkeit der ‘reduktionistischen‘ Deutung der hermeneutischen Tradition“ (Schneider 2009, 14) hervorgehoben. Mittlerweile ist der Blick auf die einst starre Haltung in dieser Hinsicht aber differenzierter (ebd., 13f.).

„Objektiv“ ist das Verstehen einer fremden Äußerung (einer Handlung, eines Kunstwerkes etc.) nur deshalb zu nennen, weil es mit Deutungsschemata operiert, die Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates und deshalb in einer sozialen Realität verankert sind, die von den subjektiven Bedeutungsintentionen des verstandenen Akteurs unabhängig ist. (Schneider 2009, 18)

Objektive Hermeneutik verspricht also klare Strukturanalysen von sozialwissenschaftlichen, meist verschriftlichten Daten, bei der die persönliche Intention des beforschten Subjekts den Strukturforschungen nachgestellt ist. Oevermann beginnt mit seiner Argumentation an der Wurzel methodischer Debatten in den Sozialwissenschaften und spricht sich gegen die strenge Trennung von qualitativen und quantitativen Forschungsansätzen aus (2013, 69). Seiner Ansicht nach wird im Datenerhebungs- wie im Datenanalyseprozess nicht präzise genug zwischen den unterschiedlichen Methoden unterschieden. Zusätzlich bemängelt er bei der GTM, dass durch fortlaufende Subsumtion beim Codieren gewisse Informationen nicht ihrer eigentlichen objektiven Bedeutung zugeordnet würden. Neben der Aufforderung zur Behebung dieser eher prinzipiellen Problematiken legt Oevermann aber zwei Fixpunkte der objektiven Hermeneutik fest. In dieser Analysemethode ist es das Hauptziel, Sinnstrukturiertheit und Regelmäßigkeit in empirisch erhobenen Daten zu beschreiben (ebd., 71). Dies läuft nach einem bestimmten Analyseschema in mehreren Schritten ab.

Zuallererst wird ein Grundgedanke, ein Ziel in Form einer Forschungsfrage formuliert. Danach findet eine grobe Analyse des Materials statt. Dabei wird zwischen zwei Bedeutungsmustern unterschieden. Subjektive Bedeutungen der Subjekte bzw. Handelnden werden in diesem Schritt von objektiven Bedeutungsstrukturen getrennt. Die Grobanalyse legt

dann eine Bedeutungsstruktur offen und konzentriert sich darauf, deren Rahmenbedingungen zu bestimmen. Diese können jedoch im weiteren Verlauf modifiziert werden. Im nächsten Schritt wird diese Grobstruktur auf die Probe gestellt. Dieser Part, das Kernstück der Methode, heißt sequenzielle Feinanalyse, und wird durch die vorgegebene Präzision als besonders zeitintensiv beschrieben. Das Material wird dabei in einzelne Handlungssequenzen, auch Interakte genannt, unterteilt und aufeinanderfolgend, aber separat analysiert. Ein Gedankenexperiment soll bestätigen, ob die beobachtete Struktur auch tatsächlich regelhaft ist. Dementsprechend werden für den ersten Interakt der sequenziellen Feinanalyse Hypothesen entworfen, die dem Handlungsmuster entsprechen könnten. Diese werden anschließend mit den konkreten Kontextbedingungen verglichen. Die Erkenntnisse aus jenem Gedankenexperiment eröffnen mit großer Wahrscheinlichkeit hypothetische Konsequenzen für den zweiten Interakt. Um die Strukturbedingungen weiter auszureizen und endgültig zu definieren, geht der*die Forscher*in gleich vor wie bei Interakt Eins. Der letzte Schritt stellt den Versuch der Strukturgeneralisierung dar. Um dies durchführen zu können, müssen unterschiedliche Fälle, die in den Kontext der ursprünglichen Fragestellung passen, verglichen werden (Mayring 2002, 123-126). Eine globale Generalisierbarkeit ist aufgrund der drastischen Unterschiede zwischen den westlich und nicht-westlich beeinflussten Weltanschauungen hinsichtlich des Konzepts von Person und damit auch Identität in diesem Rahmen nicht möglich. Leider setzt der Umfang und die Genauigkeit dieser Untersuchungsmethode eine äußerst großzügige Zeiteinteilung für den Analyseprozess voraus. Auch das Vergleichen mit ähnlichen Fällen zur Strukturgeneralisierung ist an die Existenz einer solchen Studienvielfalt gebunden. Es tut sich demnach die Frage auf, wie exakt sich Forscher*innen bei ihren jeweiligen Projekten und Themenausschweifungen an die Anforderungen der objektiven Hermeneutik halten können.

2.2.3 Das Zusammentreffen objektiver Hermeneutik und *Grounded Theory*

Konkret ist der Analyseprozess in der vorliegenden Untersuchung auf mehreren Ebenen mit dem Vorgehen der objektiven Hermeneutik vergleichbar. Auch ich unterzog die Auswertung der Daten einer schrittweisen Analyse.

Wie schon besprochen, dominierte ab einem bestimmten Zeitpunkt eine Forschungsfrage hinsichtlich des Generationenwandels den weiteren Verlauf der Untersuchung (ITK Robert 23.11.2022; FN 24.11.2022; GB S.21). Dies verkörpert Schritt Eins – das Bestimmen eines Ziels. Danach verwandelte sich das einst induktive Codieren, wie von der GTM angedacht, schrittweise aber nicht ganzheitlich in deduktives Kategorisieren. Ich versprach mir davon, die

den Daten zugrundeliegende Struktur in Form eines generationsabhängigen Wandels bezüglich der Auffassung von Identität und Wertigkeit von Namen genauer ausarbeiten zu können. Weitere Dokumentengruppen, Zuteilungen und Einordnungen unterstützen den Prozess, das angedachte Rahmenkonstrukt der Bedeutungsstruktur zu entwickeln. Die Bedeutung subjektiver Handlungsmuster nahm sukzessive ab. Zusammengefasst unterzog ich das ethnographische Material einer groben Analyse. Dann überprüfte ich die Zuteilung der Codes durch wiederholtes Lesen und teilweise erneutes Codieren. Dabei ging ich betont kontrolliert vor und befasste mich mit jeder Generation sowie anderen Dokumentengruppen einzeln. Besonders aufschlussreich war in diesem Analyseschritt der Vergleich der CVDs der unterschiedlichen Dokumentengruppen. So konnte ich den Fokuswandel bei den formellen Interviews bezüglich Namen und Identität (der in diesem Fall die Bedeutungsstruktur darstellte) zwischen G1, G2 und G3 visualisieren. Dies verglich ich währenddessen gezielt mit den Aussagen von informellen Gesprächen und Beobachtungen (siehe Kapitel 4). Die von den Codes repräsentierten inhaltlichen Tendenzen wurden so effektiv ersichtlich. Zusätzlich zu diesen Codierungs-Vergleichen machte ich mir Gedanken, wie die Erfahrungen hinsichtlich Namen und Identität von G1 und ihren informell befragten Äquivalenten das Namensverhalten und die Identitätsauffassungen von G2 beeinflussen könnten. Die daraus gezogenen Konsequenzen versuchte ich somit auf G3 umzulegen. Die darauffolgende Hypothese, wie Menschen in G4 ihre Identität wahrnehmen, darüber Bescheid wissen und mit ihren Namen umgehen würden, fasste ich ursprünglich eher als ein launisches Spiel auf, als es als ein tatsächlich wissenschaftliches Gedankenexperiment ernst zu nehmen. Insgesamt ergab sich spätestens zu diesem Zeitpunkt ein Muster in meinem Vorgehen. Demnach erinnert auch dieser Schritt in meiner Auswertung an die objektive Hermeneutik, genauer gesagt die sequenzielle Feinanalyse.

Lediglich dem letzten Analyseschritt dieser Methode, die Strukturgeneralisierung, kann in diesem Fall leider nur in Form weiterführender wissenschaftlicher Arbeiten die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet werden. Das ist nur einer der Gründe, warum diese Masterarbeit keinerlei Anspruch erhebt, der objektiven Hermeneutik in all ihren Facetten gerecht zu werden.

Was das ethnographische Material dieser Untersuchung anbelangt, lassen sich weitere Parallelen mit der hier neu vorgestellten Analysemethoden identifizieren. So passt auch die Hauptmethode der Datenerhebung, das Interview/Gespräch, ins Bild der objektiven Hermeneutik. Trotzdem aber gilt es nicht zu übersehen, wie stark die gesammelten Daten von GTM abhängig sind und geprägt bleiben.

Lueger und Froschauer geben an, dass hermeneutische Interpretation speziell bei Expert*inneninterviews mit offenen Gesprächsformen angebracht bzw. von Vorteil sind (2020, 98). Wie im Forschungstagebuch genau dokumentiert ist, baut jedes der zehn formalen Interviews auf eine offene Gesprächsführung auf. Bei informellen Gesprächen ist diese Art des freien Austauschs natürlich gegeben. Bei den fixierten Interviews hingegen war es mir ein bewusstes Anliegen, den narrativen Aspekt speziell zu Beginn wirken zu lassen und erst später mit vertiefenden Fragen nachzuhaken (FT 19.10.2021, 8.11.2021). Angesichts der außerordentlich persönlichen Thematik ist generell jede befragte Person rückblickend als Expert*in einzustufen. Obwohl ein Großteil der Gesprächspartner*innen noch nie aktiv über seinen*ihren Namen nachgedacht hatte und teilweise wenig bis gar kein Vorwissen über Identität verbreitet war, wäre jegliche andere Einstufung des*der Forschungsteilnehmer*in diskreditierend. Wer ist Expert*in hinsichtlich der eigenen Identität und Gefühlswelt in Anbetracht des eigenen Namens, wenn nicht der*die Interviewee selbst? Insbesondere nach der Betonung der Individualität von Identität (siehe Kapitel 3.2) scheint nichts passender, als die angewandte Gesprächsmethode in dem Rahmen als Expert*inneninterview anzuerkennen.

Diese Spezifizierung jener Datenerhebungsmethode ist jedoch noch weiter in die feldinterne Handlungsexpertise und die feldinterne Reflexionsexpertise zu unterteilen. Erstere findet besonderen Anklang bei der Analyse sozialer Systeme und latenter Bedeutungsstrukturen. Das Wissen jener feldinternen Handlungsexpert*innen kann jedoch nicht durch explizites Nachfragen abgerufen werden, da es oft im Unbewussten verborgen bleibt. Es empfiehlt sich diese Art der Expertise mit den analytischen Ansätzen der objektiven Hermeneutik zu untersuchen. Die feldinterne Reflexionsexpertise hingegen bezieht sich auf Systemwissen, das über den Kontext des Eigenen hinausreicht. Dies erlaubt der befragten Person bewusst auf die Beziehung zwischen Systemeinheiten einzugehen (Lueger/Froschauer 2020, 98f.). Im konkreten Fall der hier beschriebenen Interviews/Gespräche äußert sich diese Expertise durch Antworten auf gezielte Fragen wie z.B. „Glaubst du es hat sich im Vergleich zwischen deiner Generation und der deiner Eltern in Bezug auf die Nachnamenswahl etwas geändert?“. Obgleich sich die feldinternen Reflexionsexpert*innen aktiv mit Systemen auseinandersetzen, ist der*die Forscher*in eher damit beraten eine Codestrukturanalyse anzuwenden. Diese Methode lässt sich demnach stärker mit der GTM als der objektiven Hermeneutik in Verbindung bringen (ebd.).

„Wider die Zwangsverheiratung von *Grounded Theory* und Objektiver Hermeneutik: eine Replik auf Bruno Hildenbrand“ betitelt Strübing (2006) seinen Artikel zur bewussten Trennung

der beiden Methoden und bezieht dadurch eine eindeutige Position. Obwohl mit Oevermanns methodologischer Einflussnahme der Ruf nach klaren Linien in den Sozialwissenschaften immer lauter zu werden schien, finden sich dennoch Wissenschaftler*innen, die sich für ein Ineinanderfließen mehrerer Datenerhebungs- und Analysemethoden aussprechen. Hildenbrand (2004) zum Beispiel betont die Gemeinsamkeiten von GTM und objektiver Hermeneutik. Seiner Ansicht nach wäre es vermessen einen Schulenstreit zu provozieren, der die Entwicklung einer interpretativen Sozialforschung erschwert. Für ihn verkörpert die Wahl zwischen diesen Methoden prinzipiell eine Frage zwischen Struktur und Prozess. Der größte Unterschied zwischen *Grounded Theory* und objektiver Hermeneutik besteht wiederum darin, dass „[...] erstere auf die Rekonstruktion von Strukturen in ihrer Genese (Reproduktion und Transformation) abzielt, während letzteres Strukturierungsprozesse in ihrem ständigen Wandel im Auge hat“ (Hildenbrand 2004, 178).

Auf eben dieses feine aber bedeutsame Zusammenspiel der Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Beforschung von Bedeutungsstrukturen baut die vorliegende Datenanalyse auf. Tatsächlich ist dies eine Anlehnung an beide methodischen Konzepte – GTM und objektive Hermeneutik. Meiner Auffassung nach ergibt lediglich deren Kombination das passende Schema zur Bearbeitung der hier gestellten Forschungsfrage. Es ist der an der GTM orientierten Datenerhebung zu verdanken, dass ich auf die ausschlaggebenden Schlussfolgerungen gekommen bin, die zur Verwendung objektiver Hermeneutik führten. Gleichermäßen sind die Parallelen dieser Untersuchung mit der objektiven Hermeneutik unübersehbar und dennoch wäre beispielsweise die Behauptung eine ganzheitliche und rein objektiv hermeneutische Analyse durchgeführt zu haben falsch. Im Grunde genommen stellt die hier so sorgfältig gewählte Vorgehensweise mehr Vorteile als Hindernisse dar. Schlussendlich wird dies durch aussagekräftige Theorieansätze bestätigt, die dank der effektiven und erfolgreichen Anwendung der wichtigsten Aspekte beider Konzepte formuliert werden konnten.

3 Name, Identität und andere Überlegungen

So manche*r Leser*in beginnt vielleicht bereits, sich Gedanken über seine*ihre eigene Namenssituation und Identität zu machen. Dennoch ist es von großer Bedeutung vorab auf relevante Grundlagen dieses Themengebietes einzugehen. Die Einbettung des Themas in den historisch-regionalen Kontext Österreichs bietet Details zur Entstehungsgeschichte von Namen, lokalen Gesetzesregelungen und thematisiert zusätzlich die Fragestellung, ob ein Name

Teil des Subjektivierungsprozesses ist. Die darauffolgenden Seiten befassen sich mit den Grundprinzipien von Identität. Der Fokus liegt dabei auf dem Literaturspiegel von Identitätsforschung und ihren Schwerpunkten und Ergebnissen im Wandel der Zeit. Diese interdisziplinären Leitgedanken werden in später folgenden Teilen der Forschung mit den praktischen Ansätzen von Namen in Verbindung gebracht und verkörpern insgesamt das begriffliche Konstrukt für die Beantwortung der Forschungsfrage.

Die folgenden Überlegungen erscheinen auffallend ausführlich. Doch nur so ist es möglich, alle Rahmenbedingungen von Namen und Identität vorab zu thematisieren. Sie bieten damit eine fundierte Grundlage an Literatur, Diskursausflügen und Gedankenexperimenten. Die darin enthaltenen wissenschaftlichen Debatten über Identität sind von besonderer Bedeutung. Denn meiner Erfahrung nach ist das Verständnis darüber weniger weit verbreitet als das allgemeine Wissen über Namen (CVD_G1 19.5.2022). Zusätzlich untermauern und bestätigen die gesammelten Feldnotizen die umfassenden Beispiele und helfen dabei, die eigenen, realen Erfahrungswerte der Leser*innen wachzurütteln.

Jenes Basiswissen sorgt schließlich im Laufe der Arbeit dafür, dass der*die Leser*in sich bereits mit allen Situationen und Möglichkeiten im Kontext der Problemstellung auseinandergesetzt hat. So kann er*sie bei der Diskussion der ethnographischen Ergebnisse wieder auf diese Vorinformation zurückgreifen. Es entsteht das Gefühl bereits jeden potenziellen Sachverhalt hinsichtlich Namen in Österreich im Zusammenhang mit Identität durchgedacht zu haben. Eventuelle Verständnislücken durch situationsabhängige Sonderfälle in den weiterführenden Kapiteln werden dadurch vorab bewältigt.

3.1 Name: vom Ursprung bis zur Gegenwart

Weniges ist so allgegenwärtig und doch derart unbeachtet wie der eigene Name. Auf die Frage „Wer bin ich?“ gibt es definitiv mehr als nur eine Art zu antworten. Ich bin ein Mensch, eine Schwester, Studentin, überzeugte Feministin, passionierte Sportlerin, Genießerin und noch vieles mehr. Alles in einem bin ich Gloria Johanna Horn. Dieser Name steht für mein Ich in allen Facetten, ist aber wenn es darauf ankommt, lediglich der Code für meinen Platz in der Weltgesellschaft.

Diese Problematik wird spätestens durch die Verwechslungsgefahr der beiden Begriffe Identität und Identifizierung klar. In Gesprächen mit meinem Umfeld fand ich heraus, dass manche Leute Identität mit der Aktion „sich mit etw. identifizieren“ oder nur „sich identifizieren“ gleichsetzten (FN 24.11.2021). Bei genauerer Begutachtung überschneiden sich

diese Termini tatsächlich. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht kommt diese Verwandtschaft durch eine etymologische Analyse zum Vorschein. Beide Wörter bedeuten völlige Übereinstimmung oder Gleichheit bzw. Wesenseinheit („Identifizierung“ & „Identität“ 2021). Auch in ihrer Funktion als identitätsstiftende Konzepte bedingen sie sich teilweise gegenseitig. Denn während Identität oftmals mit den persönlichen Charakteristika eines Menschen in Verbindung gebracht wird, erinnert Identifizierung eher an sogenannte *ID-Cards* – zu Deutsch Identitätskarte – wie beispielsweise einem Personalausweis, Führerschein oder Reisepass (ebd.). Bei Behördengängen und staatlichen Affären ist speziell der Name auf diesen Identitätsnachweisen notwendig, um die Identität der Person zu überprüfen. Mittlerweile ist es kaum wegzudenken, sich in der Öffentlichkeit nicht mindestens mit dem Namen ausweisen zu können. Die Erfindung und Umsetzung dieses scheinbar lückenlosen Systems zur Administration großer Gesellschaftsbünde liegt dennoch schon lange Zeit zurück.

In Anbetracht der systematischen Namensregelungen wird dem Nachnamen in der Literatur deutlich mehr Aufmerksamkeit zuteil (Scott 1998; Scott/Tehranián/Mathias 2002; Linsberger 2012). Vornamen gingen dem Nachnamenssystem voraus, aus dem simplen Grund, dass sich z.B. Nachbar*innen oder anders Bekannte untereinander damit ansprachen. Als diese Vornamen jedoch staatlich erfasst wurden, kam es zu Verwechslung und Verwirrung (Scott/Tehranián/Mathias 2002, 16, 30). Im elften Jahrhundert passierte schließlich die bis dato markanteste Innovation, als sich das Namenssystem vom Einzelnamen (nur Vorname) zu Doppelnamen (Vor- und Nachname) weiterentwickelte (Tesone 2011, 7). Andere Quellen deuten jedoch darauf hin, dass dieser Umschwung in Europa erst im vierzehnten Jahrhundert stattfand und erst noch später flächendeckend durchgesetzt wurde (Scott 1998, 65; Scott/Tehranián/Mathias 2002, 11). Anfangs waren Patronyme der erste Versuch dieses Chaos zu ordnen. Diese fanden ihren Ursprung in der Erstellung von Steuerzahlerlisten um beispielsweise Schuldner*innen auszuforschen oder polizeilichen Tätigkeiten nachzukommen. Diese Patronyme benannten eine Person zusätzlich zum Vornamen nach ihrer Profession. Auch heute können manche Nachnamen noch auf gewisse Berufsstände zurückgeführt werden wie z.B. Schneider, Müller, Schmied, etc. Namensbezeichnungen durch auffallende Charakteristika wie z.B. Groß oder Klein fanden ebenso zu dieser Zeit ihren Ursprung (Scott 1998, 67f.). Diese Methode die Individuen des Volkes aufzulisten, war dennoch nicht von Erfolg gekrönt. Mehrere Male erfuhr das Nachnamenssystem Niederlagen (z.B. in der Toskana, England und auf den Philippinen). Dies war der Ursache geschuldet, dass die zugeschriebenen Nachnamen, wie eben Patronyme oder beschreibende Namen, keinen sozialen Wert aufwiesen und

außerhalb des staatlich administrativen Kontextes nicht genutzt wurden (Scott 1998, 68; Scott/Tehrani/Mathias 2002, 11). Dennoch bemerkten Scott, Tehranian und Mathias (2002) einen Zusammenhang zwischen der Institutionalisierung von Nachnamen bzw. der Identifizierung durch Namen und der Bildung von Staaten. Wie viele Beispiele veranschaulichen (Frankreich, England, Philippinen, Österreich), weist jeder Staat seine eigene Geschichte der Namensentwicklung auf. In weiterer Folge wurden sich voneinander unterscheidende, nationsspezifische Rechtslagen in dem Belang erstellt (ebd.; Scott 1998; Linsberger 2012). Dies führt vor Augen, dass Namensgebung, Namensvererbung und Namenswahl lokal determinierte Phänomene sind. Die ortsgebundenen Regulierungen variieren in ihrer Vielfalt und können somit nur schwer als Einheit untersucht und diskutiert werden⁷. Insgesamt aber wird dadurch bestätigt, dass Namen ein omnipräsentes Thema sind, das durch jeden einzelnen Menschen an Bedeutung gewinnt.

3.1.1 Nachnamen

Nachnamen existieren erst seit vergleichsweise kurzer Zeit (Tesone 2011, 7). Obgleich sie nun als selbstverständlich erscheinen, erfüllen sie heute zumeist erst in Kombination mit dem/den Vornamen ihren tatsächlichen administrativen Zweck. Zu Beginn ihrer Verwendung kamen sie generell kaum ihrer Funktion nach. Natürlich stellten Nachnamen eine administrative Hilfe für staatliche Behörden dar. In der Bevölkerung jedoch fanden diese keinen Stellenwert und wurden vertauscht, vergessen oder ignoriert (Scott 1998, 68).

Erst durch die Verbindung eines Nachnamens mit privatem Eigentum übernahmen Nachnamen die Wichtigkeit, die ihnen heute gebührt. Es etablierte sich weitgehend, dass die noblere Gesellschaft ihre Nachnamen zumindest an den ältesten Sohn weitergab, damit dieser ihren Reichtum erben würde. Plötzlich wurde aus einem Nachnamen der Familienname, der von großer Bedeutung für das Weiterbestehen von Wohlstand und Anerkennung einer Sippschaft stand. Zusätzlich konnten die Familienmitglieder zugeordnet werden, was primäre familiäre aber auch gesellschaftliche Verbindungen hervorhob. Durch den Zusammenhang mit vererblichem Besitz wurden Nachnamen auch durch ihre Funktion der gesellschaftlichen Zu- und Einordnung zum Wiedererkennungsmerkmal (Scott 1998; Scott/Tehrani/Mathias 2002). Gleichzeitig mit der Weitergabe von Nachnamen wurden Vaterschaften offiziell notiert und die

⁷ Leider kann im Rahmen dieser Forschung aufgrund der Themeneinschränkung nicht auf die unterschiedlichen Entwicklungen des Namenssystems bzw. bestimmte Eigenschaften im internationalen Kontext eingegangen werden. Obwohl die Besonderheit österreichischer Namen, die ihren Ursprung in anderen (vor allem anderssprachigen) Ländern finden, nicht unerkant bleibt, wird auch dieses Phänomen aus besagten Gründen nicht weiter aufgegriffen.

Ausstellung von Geburts-, Todes-, Tauf- und Heiratsbescheinigungen bald darauf zur Verpflichtung. Durch den Erhalt dieser Dokumente drang das Doppelnamenssystem zu allen gesellschaftlichen Schichten durch (Linsberger 2012, 205). Es erhielt demnach immer mehr Beachtung und festigte sich auch zunehmend in den Bevölkerungsschichten, die keine großen, privaten Besitztümer zu vererben hatten.

3.1.1.1 Gesetzliche Rahmenbedingungen in Österreich

In Österreich sind die meisten Verordnungen und Erlässe bezüglich des Personennamenrechts auf die Regierungszeit von Maria Theresia und Joseph II zurückzuführen. Die ursprüngliche Idee die Bevölkerung zu registrieren, stammte aus der Seelenkonskription und Hausnummerierung im Jahr 1770/72. Dieser Wortlaut bedeutet, dass in den westlichen Ländern der Habsburgermonarchie eine Volkszählung durchgeführt wurde. Generell übernahm die Administration der Städte damals zunehmend die öffentliche Stadtverwaltung. Diese setzte die Identifizierung und unmissverständliche Kennzeichnung aller Personen in der Bevölkerung in Kraft. Es wurde somit zur Pflicht sich vor den städtischen Autoritäten ausweisen zu können. Die Buchführung über die Bevölkerung hatten dennoch aufgrund der zu dokumentierenden Anlässe (Geburt, Tod, Trauung) die Pfarrer und später auch Rabbiner des Landes über. Diese Art der Administration konnte schließlich nicht auf nationaler Ebene verglichen werden. So wurden einheitliche Formalitäten eingeführt, die die Ausstellung dieser Dokumente standardisierte. Um den Erfolg dieses Systems letztendlich permanent zu gewährleisten, wurden ab der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts Gesetze erlassen, die die Namensvergabe, -änderung und -führung in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie regelten (Linsberger 2012, 204-207).

Neben der Verordnung einheitliche Ausweisdokumente auszustellen, war auch die Unabänderlichkeit des Nachnamens ein großer Problempunkt in der Instandsetzung des Doppelnamenssystems. Vererbliche Familiennamen sollten dem vorherrschenden Chaos entgegenwirken. Obwohl der Familienname dem Nachnamen einer Person synonym ist, beinhaltet dieser zusätzlich die Bedeutung, dass alle Nachkommen einer Familie denselben Nachnamen, also eben jenen Familiennamen tragen. Im Patent vom 3.2.1776 heißt es, dass alle Untertanen, Jungen und Mädchen, den Nachnamen ihres Vaters bei der Geburt erhalten, ihr Leben lang nicht ablegen dürfen. Eine Ausnahme gilt jedoch für Mädchen. Sie sollen bei ihrer Hochzeit ihren Nachnamen wechseln und dem ihres Ehemannes angleichen. Einer Änderung

des „Geschlechtsnamens“ wurde nur in besonderen Fällen stattgegeben. Solche Sondergenehmigungen wurden nur bei Adellung oder Religionsübertritt genehmigt (Linsberger 2012, 209ff).

Diese Form der Administration stellte eine lineare, patriarchale Vererbung des Familiennamens sicher. Als Konsequenz darauf war es nur Männern möglich ihren Geburtsnamen an die nächste Generation weiterzugeben. Bekam ein Paar nur Töchter, so waren die Tage des Familiennamens gezählt, da er spätestens mit der Heirat der letzten Tochter und dem Versterben der Eltern sein Bestehen verlieren würde. Doch nicht allein aus diesem Grund wird auch heute noch im Volksmund überliefert, dass sich damals fast jede Familie mindestens einen Sohn wünschte. Familienstammbäume zeugen ebenso von dieser strikten Einhaltung der bürokratisch wichtigen Regel, dass Frauen bei der Hochzeit immer den Nachnamen des Mannes annahmen. Auf manchen dieser hierarchischen Zeichnungen wird nämlich über Generationen nur ein einziger Nachname als Überschrift angegeben. Dieser gilt ausnahmslos für alle Personen, die dieser Familie angehörig sind.

Jene Tradition der patriarchalen Namensvererbung und -annahme wurde laut Gesetz Jahrhunderte lang so durchgeführt. Im Juli 1975, zeitgleich mit der voranschreitenden Stärkung der Frauenbewegungen in Österreich, konnte eine erstmalige Gesetzesänderung geltend gemacht werden. Zwar ist immer noch die Regelung vorrangig, dass ein Ehepaar den Nachnamen des Mannes als Familiennamen tragen muss. Zusätzlich aber besteht seitdem die Möglichkeit bei der Eheschließung den Nachnamen der Frau gemeinsam als Familiennamen zu wählen. Ist dies nicht der Fall, so hat die Ehepartnerin das Recht ihren Geburtsnamen durch einen Bindestrich an den neuen Familiennamen (den Nachnamen ihres Ehemannes) hinzuzufügen (BGB1. Nr. 412/1975). Auf diese Änderung folgte Anfang des Jahres 1995 eine weitere Lockerung der Gesetze zugunsten von Frauen in der Ehe mit Männern. Es war somit gesetzlich verankert, dass beide Ehepartner*innen auf Wunsch und unter der Bedingung der Vorlage gewisser Dokumente ihren jeweils eigenen Familiennamen behalten können/dürfen. Wurde dies nicht ausdrücklich bei dem*der Standesbeamten*in beantragt, so galt das Gesetz, nachdem die Frau verpflichtet war den Familiennamen ihres Mannes anzunehmen (BGB1. I Nr. 25/1995). Erst vor nicht allzu langer Zeit, im Jahre 2013, wurde eine weitere Gesetzesänderung unter der Abkürzung KindNamRÄG verabschiedet. Dies ist die erste gesetzliche Neuorientierung, welche den Grundsatz aufhebt, dass im Zweifelsfall der Familienname des Mannes für beide Partner*innen in der Ehe gilt. Die Bestimmung lautet: „§ 93. (1) Die Ehegatten führen den von ihnen bestimmten gemeinsamen Familiennamen. Mangels

einer solchen Bestimmung behalten sie ihre bisherigen Familiennamen bei“ (Änderung des JGS Nr. 946/1811, BGBl. I Nr. 58/2010, BGBl. I Nr. 68/2012).

Seit diesem Erlass sind die Möglichkeiten einen Familiennamen bei der Eheschließung zu wählen durchaus vielfältig. Im digitalen Amt Österreichs ist klar und mit wenigen Mausklicks einsichtig, welche Varianten hierzulande gültig sind.

1. Beide Ehepartner*innen einigen sich darauf, den Familiennamen von einem*r der beiden gemeinsam zu tragen
2. Beide oder eine*r der Ehepartner*innen nimmt einen Doppelnamen an, der aus beiden Namen und einem Bindestrich gebildet wird (hierbei ist zu beachten, dass nur zwei Namen mit einem Bindestrich gewählt werden dürfen)
3. Heiraten zwei Menschen, die beide jeweils vor der Ehe unterschiedliche Doppelnamen hatten, können aus diesen vier Nachnamen entweder einer oder zwei Namen (mit Bindestrich) gewählt und gemeinsam übernommen werden
4. Beide Ehepartner*innen behalten jeweils ihren eigenen Familiennamen („Namensänderung im Zusammenhang mit Eheschließung“ 2021)

Zusätzlich zu dieser Bestimmung ist festgelegt, dass Kinder automatisch den Familiennamen der Mutter erhalten, sofern kein anderer Wunsch (z.B. ein Doppelname oder die Übernahme des Familiennamens des Vaters) vorliegt (ebd.; Mittendorfer 2018). Diese Vielzahl an Möglichkeiten den eigenen Nachnamen durch die Heirat zu verändern, legt nahe, dass dies einer der häufigsten Gründe für Namensänderungen generell ist.

Global sind tatsächlich gewisse Tendenzen bei der Wahl des Familiennamens im Falle einer Eheschließung zu erkennen. Die Literatur über dieses Thema wird jedoch von US-amerikanischen Studien dominiert (u.a. Brightman 1994; Forbes et al. 2002; Suter 2004; Hoffnung 2006; Emens 2007; Shafer 2017; Knotts/Wofford/Griesedieck 2018). Trotz der kulturellen Unterschiede sind in den USA die Möglichkeiten zur Namenwahl ähnlich wie in Österreich. Leider wird in den Forschungen überwiegend nur von heterosexuellen Paaren und ihren Entscheidungen gesprochen. Dies liegt wahrscheinlich daran, dass die Daten bereits vor dem Recht zur gleichgeschlechtlichen Ehe erhoben und analysiert wurden. Folglich nehmen 90 Prozent aller Frauen in den USA den Nachnamen ihres Mannes bei der Heirat an. Jegliche andere Varianten werden als „*non-traditional*“ bezeichnet und sind mit Stigmata, Stereotypen und Erwartungen an Genderrollen verbunden (Brightman 1994; Hoffnung 2006; Knotts/Wofford/Griesedieck 2018). 2010 entwickelte Kara Laskowski eine Studie mit dem

Titel „*Women's Post-Marital Name Retention and the Communication of Identity*“ und spricht damit auch die Namenswahl nach Beendigung der Ehe an. In ihrem Artikel beschreibt sie, wie Frauen nach der Ehe Identität über ihren Nachnamen kommunizieren. Dabei sind Faktoren, die die Nachnamensentscheidung (ob Frauen ihren Nachnamen behalten oder verändern) auch vor der Ehe beeinflussen besonders ausschlaggebend (Laskowski 2010). Alles deutet darauf hin, dass der gesellschaftliche Druck gewissen Erwartungen zu entsprechen, die Namenswahl des eigenen Familiennamens im ehelichen Kontext gravierend beeinflusst (ebd.; Suter 2004; Emens 2007).

In Österreich entschieden sich 2008 87 Prozent der verheirateten Paare für den Namen des Mannes als gemeinsamen Familiennamen. Von den Paaren, die einen gemeinsamen Nachnamen wählen, haben sich dreizehn Prozent für einen Doppelnamen entschieden. Nur drei Prozent der Ehepaare übernehmen den Namen der Frau. Ebenso wurde damals in den österreichischen Standesämtern erhoben, dass zehn Prozent jeweils ihren eigenen Geburtsnamen nach der Heirat behielten (Mittendorfer 2018). In den Augen der Soziologin Laura Wiesböck sind die negativen Assoziationen mit solchen „*non-traditional*“ Namen dem Bild des „entmachteten Mannes“ geschuldet (Wiesböck In: ebd.). Hierbei spielt auch Bildung eine große Rolle. Tendenziell stoßen sich Männer mit höherem Bildungsniveau weniger an den implizierten Stereotypen der Namensfrage, während Männer aus bildungsfernen Milieus eher auf ihr vermeintliches Vorrecht bei der Familiennamenswahl bestehen (ebd.; Hoffnung 2006, 824; Shafer 2017, 316). In den USA wurde darüber hinaus statistisch festgestellt, dass Frauen und Männer, die sich nicht an Namenstraditionen halten, als anders identifiziert werden, weil sie den vorherrschenden Genderrollen nicht entsprechen (Forbes et al. 2002). Das hat zur Folge, dass Männern, die einen Doppelnamen oder den Nachnamen ihrer Frau tragen, feminine Charakterzüge zugeschrieben werden. Frauen in derselben Situation werden teilweise als dominant, betont feministisch, kaltherzig und karrierebewusster wahrgenommen (Shafer/Christensen 2018).

Spätestens die Existenz dieser weit verbreiteten und international wiederholt wahrnehmbaren Stereotypen und Erwartungshaltungen bestätigt, dass sich Nachnamen von ihrem einst simplen, administrativen Erfindungs- bzw. Verwendungszweck signifikant weiterentwickelt haben. Die genannten Erkenntnisse über das Entscheidungsverhalten im Kontext von Familiennamen in der Ehe verweisen auf einen subtilen, aber systematischen Zusammenhang zwischen Namen als persönliches Attribut und gesellschaftlichen Debatten.

Mittlerweile, aufgrund der weniger strikten Legislative in dieser Hinsicht, ist das automatische Vererben des männlichen Familiennamens nicht mehr selbstverständlich. Die steigende Annahme von Alternativen zeigt auf, wie viele Menschen tatsächlich in irgendeiner Form an ihrem Geburtsnamen festhalten wollen. Die gesellschaftlichen Konsequenzen jedoch vermitteln im Gegensatz dazu, welche Wirkungsmacht uralte Traditionen und verfahrenere Denkweisen anderer auf eine höchst persönliche Entscheidung haben. Damit bleibt die Frage offen, ob Nachnamensentscheidungen neben dem Verursachen gesellschaftlicher Debatten genauso innerste persönliche Wünsche nach Veränderung widerspiegeln.

3.1.2 Vornamen

Während bereits Nachnamen Menschen gedanklich in Bewegung bringen, belegen Vornamen eine eher unbemerkte Position innerhalb der Namensdiskussionen. Tatsächlich muss ich bei den Feldforschungsinterviews immer wieder nachfragen, was meine Gesprächspartner*innen darunter verstehen, wenn sie von ihrem Namen sprechen. Die wenigsten meinten dabei ihren vollen Namen (Vorname(n) + Nachname), sondern bezogen sich auf ihren Nachnamen (BL 28.5.2021, 31.5.2021). Hierzu wussten einige von ihnen unzählige Geschichten, machten sich Gedanken über dessen Bedeutung und überlegten, was alles damit zusammenhängen könnte. Als ich jedoch jeweils nach ihren Vornamen fragte, verstummten meine Interviewpartner*innen schneller als erwartet. Es wirkte fast so, als gäbe es dazu nichts zu sagen, als sei ein Vorname selbstverständlich, immer da, unveränderlich und auf irgendeine Art und Weise natürlich (ebd.; ITK Oskar 22.11.2021, Valentin 14.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022). Wie erwähnt wurde damals, als auch der Nachname seine offizielle Notwendigkeit und Bedeutung fand, der Vorname nicht weiter berücksichtigt. Menschen hießen des Öfteren gleich, was zu der Zeit aufgrund der eingeschränkten Mobilität noch kein Problem darstellte. Besonders Heiligennamen und andere biblische Namen waren weit verbreitet und finden auch heute noch Gefallen (Linsberger 2012, 207). Erst in Kombination mit dem daraufhin erfundenen Familiennamen erfüllte auch der Vorname einen Zweck, der über das gewöhnliche Anrufen einer Person hinausging. Nur so konnte schließlich das Doppelnamensystem Verwechslungen entgegenwirken.

Doch auch in der Gesetzgebung wird dem Vornamen eher wenig Beachtung geschenkt. Die Regeln, die bei der Benennung von Kindern in Österreich einzuhalten sind, lassen sich in einem Satz zusammenfassen: Kinder dürfen keine Vornamen erhalten, „[...] die nicht dem Geschlecht des Kindes entsprechen [sowie solche] die nicht als Vornamen gebräuchlich sind

oder dem Wohl des Kindes abträglich sind“ (zit. in: Linsberger 2012, 208; „Vorname des Kindes“ 2021).

Bedeutet die geringe Thematisierung von Vornamen, dass diese unwichtig sind im Vergleich zu Familiennamen? Zu meiner großen Überraschung erhielt ich schließlich die ungefähre Antwort „Naja, das bin ich“ auf die Frage was denn der Vorname für meine*n Interviewee bedeutete (ITK Oskar 22.11.2021, Valentin 14.1.2022). Mir scheint, dieses Ich kann doch nicht völlig in Vergessenheit geraten, achtlos hingenommen werden und noch dazu dem Nachnamen unterstehen. Ist es nicht auch der Vorname, der in Verbindung mit der Person selbst Individualität verspricht?

Boucaud schenkt dieser Debatte Gehör und fasst drei Charakteristika hinsichtlich Namen zusammen, die allgemein gültig auftreten. Zum einen sind Namen (außer durch rechtliche Schritte) unveränderlich. Zweitens gelten Namen in all ihrer Art als unveräußerlich. Niemand kann somit seinen Namen verlieren. Letztendlich ist auch kein Name frei verfügbar. Nur in Ausnahmefällen, wenn jemand darauf verzichtet, ihn vererbt oder die Erlaubnis für die Verwendung ausspricht, darf ein bereits bestehender Name übernommen werden (1990 In: Tesone 2011, 8). Diese Unveränderlichkeit und fast schon Besitzregelung sichern die Einzigartigkeit der Verbindung zwischen einer Person und einem Namen (Vor- und Zuname in Kombination). Sie verschmelzen zu einer Einheit, bei der der Name einen eindeutig und wiedererkennbar bezeichnenden Charakter erhält.

Lévi-Strauss nahm es 1962 auf sich, die Gründe dafür wie und warum Menschen sich benennen, genauer zu beleuchten. Da der Nachname, wie bereits erwähnt, traditionell automatisch mittels eines gegebenen Systems zugeordnet wird, kann davon ausgegangen werden, dass der Ethnologe in seinen Theorien tendenziell von Vornamen spricht. Er entwickelte zweierlei Szenarien, die auf die Namensgebung und dessen Funktion hinweisen. Die eine Version veranschaulicht eine Art Klassifizierung, bei der durch das Einhalten gewisser Regeln das Individuum so benannt wird, dass beispielsweise dessen sozialer Status bekannt wird. Die andere Variante spricht die individuelle Benennung ohne jegliche Systematik im Hintergrund an. Hierbei soll der Name das benannte Subjekt widerspiegeln und sinnbildlich verkörpern (1962, 359). Letztere Art der Namensgebung versteht Lévi-Strauss als das Gegenteil von Klassifizierung und gesellschaftlicher Einordnung durch Namen. Einen Namen frei von Regeln für jemand anderen zu wählen, bedeutet demnach, dass die persönlichen Charakteristika der benannten Person die Motivation für die Namensgebung waren (ebd., 240). Doch die Meinungen bezüglich des Sinnes der Namensgebung unterscheiden sich weitgehend. Während

Granger (1982) argumentiert, dass Namen nur dem einen Zweck der systemischen Klassifizierung einer Gesellschaft dient und sonst absolut keine Bedeutung innehat, ist Molino (1982) vom kompletten Gegenteil überzeugt. Laut ihm können Namen kein System erzeugen, da laufend neue, ähnliche Namen hinzugefügt werden. Dafür bringt er den Vergleich der Benennung von Pflanzen. Das botanische Namenssystem baut darauf auf, dass kein Name doppelt verwendet wird und die verschiedenen Spezies ohne Überschneidungen hierarchisch gelistet werden. Dies sei bei menschlicher Namensgebung nicht gegeben (ebd., 18).

In gewisser Weise geben jedoch beide Ansätze von Lévi-Strauss die Wirklichkeit wieder. Wie schon im österreichischen Gesetzestext verankert, muss ein Vorname das Geschlecht des Menschen korrekt angeben. Dies ist der erste und augenscheinlichste Punkt einer strengen, sozialen Einordnung ohne Ausnahme – männlich oder weiblich, schwarz oder weiß. Änderungen bezüglich zusätzlicher Geschlechterformen wären dringend notwendig. Ohne solche Anpassungen sind aus dieser Perspektive besonders Vornamen normative Werkzeuge zur Kategorisierung von Menschen auf Genderbasis. Wie Jane Pilcher beweist, halten sich ein Großteil der Eltern auch an diese Norm, ihren Kindern einen Vornamen zu geben, der in die Struktur des patriarchal veranlagten Namenssystems passt. Nur selten versuchen Eltern dieses Konzept zu durchbrechen (Pilcher 2017).

Wahrscheinlich ist die Information über sogenannte *non-binary* Vornamen genau wegen dieser strengen Normen so schwierig aufzufinden. *Non-binary* bedeutet in diesem Kontext, dass bestimmte Vornamen sowohl für männliche als auch weibliche Personen gebräuchlich sind und dadurch nicht wie gefordert sofort das biologische Geschlecht einer Person eindeutig definieren – nicht binär eben. Hebräische Namen wie Ilo, Levi oder Ezra entsprechen diesem Beispiel. Unter der Informationswebseite für mögliche Vornamen ist kein Hinweis diesbezüglich zu finden („Vorname des Kindes“ 2021). Lediglich auf dem Internetlink für Vornamensänderung steht als letzter Listenpunkt der Grund „Der Vorname entspricht nicht dem Geschlecht der Antragstellerin/des Antragstellers“ („Gesetzliche Gründe für eine Änderung des Vornamens“ 2021). Und wieder werden auch hier genau genommen nur binäre Transpersonen angesprochen. Eine betroffene Person, die nicht dem binären Gendersystem entspricht, erklärte mir schließlich, dass gewisse Schlupflöcher in der Vornamenswahl bestehen. Bestimmte Namen werden tatsächlich anerkannterweise beiden Geschlechtern zugeordnet. Statistiken geben dann an, für welches Geschlecht der Name mehrheitlich verwendet wurde. Offiziell zählt beispielsweise Ezra als männlich, ist aber in der Gesellschaft trotzdem auch für Frauen genauso wie nicht-binären Personen gebräuchlich. Zu finden ist dieses Wissen über die gesetzlichen

Fluchtwege nicht-binärer Menschen jedoch nur auf informellen Internetseiten und in Erfahrungsberichten (FN 24.11.2021, 25.1.2022).

All dies deutet auf ein routinehaftes Schema hin, das Genderkategorien strikt bestimmt, bestätigt und täglich veranschaulicht. Einfluss nimmt dieses abstrakte ‚Schubladenkonzept‘ frühestens bei der Geburt eines Menschen. Doch im Laufe des Lebens und vor allem bei Transpersonen kommt die Macht des Namens als Aktionswort immer wieder zu tragen. Somit beginnt bereits beim eigenen Namen der Prozess von „*doing-Gender*“ und setzt Richtlinien, die viele Personen ein Leben lang begleiten (Pilcher 2017).

Judith Butler erweitert diese Diskussion, indem sie gegenderte Namen als vorläufig totalisierende Subjektkategorisierungen bezeichnet. Diese Zuordnung entsteht dadurch, dass der Name in der Situation, in der jemand angesprochen wird, zunächst alles ist, was er*sie ist. Vermittelt dieser Name demnach zuallererst das Sinnbild einer Frau zum Beispiel, so werden alle anderen Subjektpositionen – Tochter, Chefin, Mutter, Migrantin – automatisch ausgeblendet und dem Frausein hintenangestellt. Wenn das Ansprechen einer Person durch ihren Namen also den Kontext der Subjektivierung verdeutlicht, dann passiert durch die Pflicht der Genderspezifizierung von Vornamen eine vorläufige Totalisierung des Ichs. Dies zieht die Unsichtbarmachung aller anderen Aspekte dieser Person, abseits vom Geschlecht, mit sich. Eine ausschließende Kategorisierung auf persönlichster Ebene findet also schon bei der Subjektbildung einer Person durch ihr Ansprechen seitens des Gegenübers statt (Butler 1996 In: Villa 2010, 152).

Ein weiterer unbewusster Vorgang, der der Kategorisierung von Menschen in Anbetracht ihres Namens dient, ist der Klang dessen. Wie von selbst, so scheint es, ordnen Menschen bereits aufgrund des Wortklanges eines Vornamens ihre Mitmenschen in Genderkategorien ein. Am Beispiel der fiktiven Worte Bouba und Kiki wurde bestätigt, dass manche Wortlaute runder klingen als andere. In diesem Fall haben die Proband*innen in der Studie von Sidhu und Pexman (2015) runde Formen mit dem Wort Bouba assoziiert. Als dieses Experiment mit existenten Namen anstelle fiktiver Begriffe durchgeführt wurde, ergab sich, dass rund klingende Vornamen tendenziell mit Weiblichkeit assoziiert wurden. Im Gegenzug dazu war Männlichkeit für die Proband*innen mit geradliniger Kantigkeit behaftet. Dies beweist, dass Vornamen schon vor der offiziellen Zuordnung zu einem Geschlecht durch Gebräuchlichkeit oder behördliche Willkür auf das Gender eines Menschen schließen lassen.

Letztendlich ist grundsätzlich festzustellen, dass Vornamen in ihrem Einfluss auf das Individuum unterschätzt und viel zu selten besprochen werden. Zwar sind Vornamen des Öfteren dem Familiennamen nachrangig, wenn es um den Grad an Funktionalität innerhalb der Administration von Gesellschaft geht. Verglichen mit Nachnamen aber muss die Vornamensgebung einer anderen administrativen Nachvollziehbarkeit seitens staatlicher Behörden entsprechen. Anders als bei Nachnamen ist es zum Beispiel nicht verpflichtend dem Kind den Vornamen eines Elternteils zu vererben. Dies verleiht Vornamen das Potenzial mit ihrem zu benennendem Subjekt zu verschmelzen und dadurch Individualität auszudrücken.

Was passiert jedoch, wenn sich dieses Individuum in der Zeitspanne seines*ihres Lebens weiterentwickelt und der ursprüngliche Name dieser Person nicht mehr gerecht wird? Inwiefern bedingen sich demnach ein Name (Vor- und Nachname) und ‚sein Mensch‘ gegenseitig?

3.1.3 Sein oder nicht sein?! – die existenzielle Wirksamkeit von Namen

„*What’s in a name?*“ waren die Worte, die sich auffallend oft in der Literatur wiederholten (siehe u.a. Jagiela/Gebus 2015; Sidhu/Pexman 2015). Die Frage stammt aus der Tragödie Romeo und Julia von William Shakespeare. Im Detail lauten die Worte von Romeo an Julia: „*What’s in a name? That which we call a rose by any other name would smell as sweet*“ (Shakespeare, zit. nach: Sidhu/Pexman 2015, 1). Was eigentlich nur eine Liebesbekundung zu sein vermag, erfüllt Namensforscher*innen fortlaufend mit Rätseln. Für Sprachwissenschaftler*innen deutet bei dieser Frage alles auf eine Erklärung durch die Begriffe *signifié* und *signifiant* hin. Ferdinand de Saussure entwickelte dazu 1916 im sprachwissenschaftlichen Basiswerk „*Cours de linguistique générale*“ ein Modell, um den Zusammenhang zwischen einem bezeichnenden Wort und dem dazu passenden Vorstellungsbild zu erläutern. Eine simple Zeichnung mit zwei Pfeilen stellt somit das Verhältnis zwischen dem Bild „“ als *signifié* [Bezeichnetes] und seiner Bezeichnung „Baum“ als *signifiant* [Bezeichnendes] unmissverständlich dar (Saussure/Bally 1931). Bezogen auf die Namen von Personen erzwingt dies die Frage „Wer prägt wen?“. Gibt das Subjekt den Namen aufgrund seiner Charakteristika vor, wie Lévi-Strauss (1962, 240; siehe Kapitel 3.1.2) andeutet, oder bezeichnet der Name schließlich das Subjekt?

3.1.3.1 Namensgebung

Die Arbitrarität der Benennung von Dingen, Personen, Konzepten etc. ist in der Sprachwissenschaft häufig hinterfragt. Demnach folgt die Bezeichnung des Baumes genau wie bei Menschen keiner natürlichen Gesetzmäßigkeit, sondern wurde aus Konvention verwendet (Saussure/Bally 1931). Dennoch geht Tesone von einer *signifying force* aus, die bei der Namensgebung von den Eltern dem Kind mitgegeben wird. „*When we speak of signifying force of the given name, we mean that the child is influenced by the force of parental signifiers unconsciously related to this name*” (Tesone 2011, 71). Es handelt sich hierbei um eine Kombination aus Antetext (familiärer Zusammenhang) und Text (das Subjekt, der Mensch selbst). Das Kind wird damit von den Eltern - den ‘Bezeichner*innen‘ des Kindes - durch den bereits existierenden Nachnamen und den von ihnen gewählten Vornamen unbewusst beeinflusst (2011, 71). In gewisser Weise kann dies als tendenziell vorgeschriebenes Schicksal verstanden werden.

Diese Art der ‚Vorbestimmung‘ ist jedoch streng von der *determining force* zu unterscheiden, welche den ursprünglichen, semantischen Wert des Familiennamens in den Fokus nimmt. Laut dieser Idee wollte der*diejenige, der*die ganz zu Beginn eines Stammbaumes einen Familiennamen auswählte, gewisse Charakteristika seiner Familie im Namen widerspiegeln. Demnach würden diese Eigenschaften über den vererblichen Nachnamen an alle Mitglieder der Familie weitergegeben werden. Es scheint also ein besiegeltes Schicksal zu sein (Abraham 1965 In: Tesone 2011, 71). Diese Argumentation ist jedoch wenig stichhaltig, da dem Familiennamen schon lange nicht mehr der exakt gleiche Wert beigemessen wird, den er zur Entstehungszeit von Nachnamen hatte. Eine Vererblichkeit persönlicher Charakteristika der Familie durch den Nachnamen kann also ausgeschlossen werden (ebd., 72).

Die eigentliche Suche nach Bedeutung und *signifying force* beginnt jedoch bei der Auswahl des Vornamens. Einige der Interviewees in dieser Forschung gaben bekannt, dass sie selbst ihren Namen mögen oder auch nicht, weil er eine bestimmte Bedeutung mit sich trägt. Einem persönlichen Namen solche Qualitäten beizufügen ist eine traditionelle und sogar rituelle Vorgehensweise in nicht-westlichen Kulturen (Bamberger 1974; Balzer 1981; Mauss 1985 [1938]). Ob die Namensbedeutung spiritueller Art ist, sich auf Ahnen bezieht oder eine ganze Geschichte erzählt, variiert auch in der systematischen Namensgebung des globalen Westens. Jemand erzählte sogar davon, wie ein Paar mit Absicht einen Vornamen für das Kind wählte,

weil dieser übersetzt „Geschenk Gottes“ bedeutete (ITK G2, 2022⁸). Anders als in gewissen Klans in Melanesien ist die beispielsweise interpretative oder sprachliche Bedeutung von Vornamen ein gern gesehener Bonus, jedoch kein gesellschaftlich ausschlaggebender Bestandteil eines Namens. Meistens legten die Eltern unter den Interviewpartner*innen besonderen Wert auf den akustischen Klang des Namens ihrer Kinder. Mein eigener Vorname, Gloria, kommt aus dem Lateinischen und wird mit Ruhm und Ehre übersetzt. Ich glaube, meine Eltern wussten das und haben sich deswegen darin bestätigt gefühlt mich so zu nennen. Diese übersetzte Bedeutung war jedoch nicht ihr erster Beweggrund dafür (BL 10.5.2021). Ich selbst lege ebenso Wert auf den Klang eines Namens. Er ist für mich wichtiger als die Bedeutung des Vornamens. Würde ein Name jedoch eine herausstechend negative Übersetzung mit sich bringen, würde ich meine Entscheidung überdenken (BL 27.5.2021). Anders als in weiten Teilen Afrikas, sind beispielsweise Europäer*innen bei der Wahl von Vornamen durch Listenvorschläge eingeschränkt. Das bezieht sich auch auf die Bedeutung derer. Dennoch, so ist sich Tesone sicher, ist die Bedeutung von Namen auch in Westlichen Gesellschaften nicht verschwunden (2011, 59).

Ganz gleich ob ein Name schlussendlich positive oder negative Bedeutungen oder Übersetzungen mit sich bringt, die Namensgebung ist für Eltern zumeist ein sentimentaler Entscheidungsprozess. Deswegen besteht die Ansicht, dass jegliches zusätzliche, versteckte, wenn auch unterschwellige Detail eines Vornamens (z.B. Übersetzungen, Bedeutung, besondere Schreibweise, Namensvettern etc.) das Leben eines Menschen beeinflussen kann. Es wirkt so, als würden Eltern ihrem Kind damit etwas mit auf die Reise ihres Lebensweges geben wollen. Hierzu haben Jagiela und Gebus eine Studie mit 90 Studierenden im Alter zwischen 21 und 23 durchgeführt. Mithilfe von Interviews galt es herauszufinden, ob tatsächlich ein Zusammenhang zwischen Namen und dem Lebensweg der Personen besteht. Der Artikel darüber beginnt mit dem vielversprechenden Satz „*Receiving a name can be regarded as the onset of a person's biography*“ (Jagiela/Gebus 2015, 217). Im Zentrum der Forschung steht, ob die Eltern der Proband*innen den Vornamen für ihr Kind mit Bedacht gewählt haben oder nicht. Das impliziert, dass manche Eltern bestimmte Intentionen mit dem Vornamen für ihr Kind verfolgten. 56,4 Prozent der Studierenden waren davon überzeugt, dass ihre Eltern sich mit Absicht und Vorsatz entschieden haben. Die meisten unter den Studienteilnehmerinnen fühlten sich dadurch mit Aufgaben und Rollenbildern verbunden, die ihnen dieser eigens ausgesuchte Name auferlegte. Diese Wahrnehmung fand jedoch unbewusst statt, da fast niemand darauf antwortete, welche Aufgaben dies für ihr Leben beinhaltete. Würden sie selbst einen Namen

⁸ [Name und Datum aus verstärkten Anonymisierungsgründen hier nicht angegeben]

für ihr Kind wählen, so wäre dieser einzigartig und ausgefallen. Diese Aspekte sind den potenziell zukünftigen Eltern beim Nachnamen jedoch weniger wichtig. Zusammengefasst bestätigt damit die Studie, dass mehr als die Hälfte aller befragten Studierenden der Meinung waren, dass ihr Name Einfluss auf ihr Leben hat (Jagiela/Gebus 2015).

Dass ein Name, Vornamen im Speziellen, die Erwartungshaltungen und folglich sogar den Lebensweg einer Person beeinflussen kann, scheint bewiesen zu sein. Dies setzt jedoch voraus, dass sich die benannte Person mit ihrem Namen identifiziert, ihn annimmt und sich auch nach außen als Teil der Gesellschaft dadurch angesprochen fühlt. Jene Verbindung zwischen einem Namen und dem Ich entsteht als vielseitiger Prozess und nicht ausschließlich durch selbstbestimmte Akzeptanz. Denn gleichsam wie eine Person sich unter ihrem Namen selbst erkennen muss/soll/will, spielt auch das 'Außen' in Form von (spitz-)namensgebenden und bezeichnenden Eltern, Kolleg*innen oder Freund*innen eine Rolle bei der individuellen Subjektbildung durch Namen.

3.1.3.2 Subjektivierungsprozess

Anders als nahezu jeder Mensch schreibt sich das kleine Ich-bin-Ich im gleichnamigen Kinderbuch der Autorin Mira Lobe seinen Namen selbst zu. In dieser Geschichte wandert das bunte Fabelwesen durch die Welt und fragt andere Tiere, ob es mit ihnen verwandt sei. Weder das Pferd, die Kuh, der Vogel noch das Nilpferd akzeptierten es als eines ihrer Art. Schließlich beginnt das kleine Ich-bin-Ich an seiner Existenz zu zweifeln. Doch dann stellt es fest, dass es nicht irgendwer ist, sondern das Ich-bin-Ich (Lobe/Weigel 1972).

Die inhaltliche Entwicklung in diesem rührenden Buch scheint so simpel und doch spricht sie mehr als tausend Worte. Obwohl das Ich-bin-Ich offensichtlich keinem Tier gleicht, will es dazugehören, da es auf der intensiven Suche nach einer Bezeichnung für sich selbst ist. Es ist demnach die Subjektbildung, die oftmals ohne einen Namen für das Ich vergebens scheint. Natürlich könnte sich das kuriose Tier nun Nilpferd nennen. Als dieses würde es aber von den restlichen Tieren nicht anerkannt werden. Was sollte es also dem Ich-bin-Ich bringen Nilpferd zu heißen?

Tatsächlich funktioniert die menschliche Realität ähnlich. Namen als symbolisches Mittel für die Kommunikation von Identität sind allgegenwärtig und verkörpern dadurch eine häufig durchdachte, aber selten erwähnte Konstante in Identitätsfragen (Hecht 1993; Laskowski 2010).

Laut Althusser sind verschiedene Arten der Anrufung der Grund für das Annehmen einer Bezeichnung. Es scheint ein interkulturelles Gesetz zu sein, dass bei der Anrede durch einen bestimmten Namen, Titel oder andere identitätsbezogene Bezeichnungen das Gegenüber aufgefordert wird, sich damit zu identifizieren. Das inkludiert hierarchische Titel innerhalb der Gesellschaft, verwandtschaftliche Bezeichnungen wie Mutter, Cousine, Opa etc. und jegliche Arten von Namen. Diese verschiedenen Anrufungen werden mit der Zeit zu intelligiblen Titeln (1977 In: Villa 2010, 151). Das Annehmen dieses Namens wird als Umwendung bezeichnet, da das Eigene durch die Anrede des Fremden real wird. Somit wird die Annahme eines Namens in der Umwendung ein Teil des Subjektivierungsprozesses. Für Butler (2003) steht fest, „[...] dass sich das Subjekt nur mittels dieses Umwegs seiner/ihrer selbst sicher sein kann“ (Butler 2003 In: Villa 2010, 151).

Wird der Name wieder im Kontext des gesellschaftlichen Systems westlicher Kulturen betrachtet, fällt der Fokus erneut auf sogenannte Subjektivierungskategorien. Diese sind in der Geschichte verankert und veranlassen, dass ein Individuum in bereits bestehende, abstrahierte Subjektpositionen der Gesellschaft platziert wird. Ein gelisteter Name zum Beispiel, der das Geschlecht der Person vorab preisgibt, ist somit für die gesellschaftlich klassifizierte Anerkennung des Subjekts verantwortlich. Dadurch wird ein Mensch ‚ordentlich‘. Im Gegenzug erlangt eine autonome Entscheidung über die individuelle Identität demzufolge keine soziale Gültigkeit (ebd.). Sprachliche Hilfsmittel, die auf Subjekte hindeuten, wie z.B. die Pronomen „ich“, „du“ „er*sie“ usw. werden von diesem Subjektivierungsprozess ausgeschlossen. Obwohl namensersetzenden Verwandtschaftsbezeichnungen, wie z.B. Oma oder Tante, eine Schnittstelle unterschiedlicher kultureller Auffassungen hinsichtlich der Wirksamkeit von Namen auf Person charakterisieren, weisen auch sie in westernisierten Gesellschaften nur bedingt auf das Ich der angesprochenen Person hin. Beim relationalen Wort Mutter zum Beispiel wird der Name seiner Macht enthoben und von einem Hinweis auf die Beziehung zwischen der ansprechenden und der angesprochenen Personen ersetzt. Auch hier steht die Beziehung statt der Person selbst im Vordergrund des Anrufens. Es wird demnach nur ein Teil der Person angesprochen und kann somit nicht den persönlichen Namen ersetzen. Das Aussprechen eines Namens verlangt nach keiner zusätzlichen Geste, um zu spezifizieren, welche Person gemeint ist. Nur der Name selbst, ist die Verdichtung der Präsenz des Individuums in der gesellschaftlichen Systematik des Westens (Tesone 2011, 52). Zusammengefasst deuten alle anderen Bezeichnungen für einen Menschen zwar auf die Person hin, aber nicht auf das individuelle Ich, das dahintersteckt. Eine mögliche Interpretation dessen ist, dass eine Person erst durch Sprache zur Wirklichkeit wird.

Judith Butler weiß dies präziser zu formulieren: „Individuen besetzen die Stelle des Subjekts (...) und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden“ (Butler 2001, 8 zit. In: Villa 2010, 151). Dieser Satz erinnert daran, welche Wirkungsmacht die Sprache für die Identitätsentwicklung individueller Personen vereinnahmt. Jene Art der diskursiven Subjektbildung bestätigt, dass theoretisch erst durch sprachliche Mittel ein Subjekt zum Individuum wird. Erneut passiert dies in westlichen Kulturen durch den Erhalt eines Namens. Fehlen der Kontakt und die persönliche Beziehung zu anderen Personen im respektiven sozialen Umfeld, kann jemandem in Melanesien sogar der Name entzogen werden. Der polare Unterschied zwischen Person und *Gum* [Fleisch], wie es die Tubetube zu sagen pflegen, kehrt die unverkennbare Wirkung von Namen besonders deutlich hervor (Macintyre 1995, 35). Infolgedessen tut sich auch die essentialistische Frage auf, ob ein Individuum, das nicht (mehr) existiert, durch Sprache (in diesem Fall das Anrufen des Namens) wieder sprichwörtlich zum Leben erweckt werden kann.

Im alten Mesopotamien ist ein Name nicht mehr als ein sprachliches Funktionswort. Demzufolge war die Bevölkerung der Überzeugung, dass ein Mensch ohne Namen kein Dasein beziehen kann. Ein Name verkörpert somit das Mittel, durch das sich eine Person in den Gedanken und Erinnerungen anderer bleibend einbringt. Dadurch erhält jeder Mensch seine Existenz. Im Umkehrschluss wurde das Auslöschen von Namen auch dazu verwendet Feinde endgültig zu verdammen. Das Verschwinden eines Namens symbolisierte die Vergänglichkeit der Existenz fleischlicher Personen. Es galt also einen feindlichen Namen so auszublenden, dass er weder im Himmel noch auf Erden wiedergefunden werden könnte. Personen, denen aber besondere Ehre zukam, wurden auch nach ihrem Tod noch angerufen, um ihnen ewiges Dasein zuzusichern (André-Leickman 1983 In: Tesone 2011, 51f.). Diese Form der Subjektschaffung ohne die direkte, zwischenmenschliche Ansprache kann demnach als indirekte Subjektbildung verstanden werden. Butlers (2007) Theorie der Umwendung hat also auch hier Bestand.

Ob jenes ewige Leben oder die allgegenwärtige Verdammnis nun der Wirklichkeit entsprechen, obliegt wohl dem Auge des*der Betrachters*in. Und doch veranschaulicht dieses Beispiel, wie viel vom Dasein einer Person von ihrer Bezeichnung und der Existenz eines Namens abhängt. Erst in diesem Gedankenspiele wird die Verbindung zwischen einem Namen und dem Ich einer Person deutlich wahrnehmbar. In wenigen Worten ist sie demnach als ein kooperatives Werk von Selbsterkenntnis und gesellschaftlicher Anerkennung zu beschreiben.

3.1.4 Gedankenexperiment: Namensänderung

Vornamen sowie Nachnamen wachsen, wie es scheint, weit über ihren ursprünglichen Zweck hinaus und sprengen ihre regelhaften Rahmenbedingungen. Es ist dieses Gefühl von „der Name ist Meins, das bin ich“ das fast schon danach verlangt, die individuelle Verbindung einer Person mit ihrem Namen auf persönlicher Ebene anzuerkennen. Natürlich – die meisten unter uns leben mehrere Jahrzehnte lang mit ein und derselben Namenskombination aus Vor- und Familiennamen. Genau wie bei Dingen, die für jemanden sentimental behaftet sind, entwickelt sich auch hier eine einzigartige Beziehung zwischen dem Ich und besagtem Namen. Auch administrativ ist der Namensaspekt nicht wegzudenken. Deswegen werden neue Lebensphasen wie auch erneuerte Personenbezeichnungen u.a. in Teilen Brasiliens und Sierra Leone mithilfe von Ritualen und Zeremonien eingeleitet (Bamberger 1974, 365; D’Alisera 1998, 16; vgl. auch Morgan 1997 [1871], 132). Ohne diesen *rite de passage* müsste es demnach in westlichen Kulturen pures emotionales sowie bürokratisches Chaos auslösen, wenn jemand den eigenen Namen im Laufe des Lebens ändert.

Hier kommen die zu Beginn angesprochenen Begriffe Identität und Identifizierung wieder zu tragen. Mit einem von mir entwickelten Gedankenexperiment der (durchaus möglichen) Namensänderung hinsichtlich sowohl Vor- als auch Nachnamen, will ich durch simples Vorstellungsvermögen verdeutlichen, wie sehr Namen mit Identität und Identifizierung zusammenhängen. Dies spiegelt die Ursprungsidee zu dieser Forschungsarbeit wider. Damals fragte ich mich selbst: „Warum würde es mich ärgern, wenn ich einmal nicht mehr so hieße wie ich von Geburt an heiße?“. Folglich bildet dies die Basis für jegliche weitere Gedankenschritte, Fragestellungen und Annahmen in dieser Forschung.

Fest steht, Namensänderungen sind mit bürokratischen Hindernissen verbunden. Die Gründe, weswegen jemand seinen*ihren Namen ändern darf, sind präzise genau gelistet. Tatsächlich ist die Internetseite für Namensänderungen auf oesterreich.gv.at eine der inhaltlich bestbefüllten Infoseiten im Kontext von Namen und Namensgebung. Gleich beim ersten Entscheidungsverfahren, worüber der*die Besucher*in sich informieren möchte, muss er*sie zwischen gesetzlichen Gründen für Namensänderung, Gründe für die Ablehnung des Namensänderungswunsches, Namensänderung von Minderjährigen oder Erwachsenen Namensänderung im Zusammenhang mit Eheschließung oder der Beendigung der Ehe entscheiden („Namensänderung“ 2021). Die Information in diesen Unterkategorien weiter auszuführen, würde definitiv den Rahmen sprengen, da sie tiefgreifend, detailliert und

seitenlang sind. Am interessantesten sind jedoch die Gründe, wann jemand überhaupt dazu berechtigt ist, seinen*ihren Namen zu ändern. Zusammengefasst beschränken sich diese bei Vor- und Nachnamen auf Verwechslungsgefahr und Einordnung im gesellschaftlich administrativen Sinne, gesetzliche Zugehörigkeit zu Familie oder Geschlecht, Religionszugehörigkeit und persönliche Nachteile durch abstruse Bedeutungen von Namen. Dieses dichte Netz an Vorschriften bezüglich Namensänderungen dienen nur einem Zweck: der Systemerhaltung für die Lesbarkeit der Gesellschaft. Andernfalls wäre es doch kein Problem täglich und nach Lust und Laune die persönliche Entscheidung zu treffen, den eigenen Namen zu ändern. Es besteht demnach grundsätzlich der Wunsch, Namen aufgrund ihrer einzigartigen Funktionalität weitestgehend für immer zu behalten. Wenn dies nicht der Fall ist, tritt eine Vielzahl an Regulierungen in Kraft, die diese Änderung dokumentieren und den neuen Namen wieder richtig ein- und zuordnen. Dies gilt für beide, Vor- und Nachnamen, damit die staatliche Prüfung der Zugehörigkeit eines bestimmten Namens zu nur einer bestimmten Person auch weiterhin erfolgreich funktioniert. Sollten mehrere Personen unter einem Namen bekannt sein, werden andere persönliche Daten für den Abgleich herangezogen. Damit ist die enge Verbindung zwischen Namen und Identifizierung eindeutig ersichtlich.

Bei der Verbindung von Identität und Name ist eine kontextbezogene Analyse notwendig. Wie erwähnt ist die Eheschließung wahrscheinlich der häufigste Grund für die Änderung von Nachnamen. In Anbetracht der gesellschaftlichen Administration ist die lineare, patriarchale Vererbung von Nachnamen doch durchaus praktisch, da sie simplen, fixen Regeln folgt. Warum wählen dennoch immer mehr Paare bei der Heirat eine nicht-traditionelle Variante als Familiennamen? Beweggründe dafür gäbe es denkbar unzählige – das Streben nach Gleichberechtigung, der Wunsch nach Individualität, Name als Aushängeschild für Leistung und Qualität, gesellschaftliches Ansehen, Ahnengeschichte etc. Diese Motive zeugen alle davon, dass ein Nachname Subjekt ideologischer, persönlicher und emotional behafteter Entscheidungen ist.

Vornamen könnten in diesem Kontext sowohl mehr als auch weniger emotionale Bande zugeschrieben werden. Einerseits haben meiner Erfahrung nach viele Personen den gleichen Vornamen, seltener aber den gleichen Nachnamen. Das räumt Platz für Spitznamen, Künstlernamen oder Pseudonyme aller Art ein. Den Vornamen als Anrufung im privaten Umfeld ständig zu wechseln ist demnach durchaus möglich. In offiziellen Situationen würde der*diejenige einfach wieder zu seinem*ihrem eingetragenen Namen wechseln. Aus dieser Perspektive wirkt es, als würde die bürokratische Pflicht bei der Vornamensänderung im

Vergleich zur Nachnamensänderung wegfallen und damit Leichtigkeit und Spontanität Einzug nehmen. Dieses mühelose Hin- und Hertauschen setzt jedoch voraus, dass der Wechsel zum gegebenen, offiziellen Vornamen bei gewissen Anlässen keinerlei wirkliche Probleme für die Person erzeugt. Ist der Vorname, der im Ausweis steht, der Person absolut zuwider, fällt ihr das Angeben dieses Namens vermutlich jedes Mal aufs Neue schwer. Denn aus einem anderen Blickwinkel symbolisiert für manche Menschen speziell der Vorname ihr Ich. Damit sind dann nur sie als Individuum direkt angesprochen. Dazu kommt auch noch die Genderdebatte. Wenn Vornamen nicht mit Identität im Zusammenhang stehen, wäre es doch allen gleichgültig, ob ihr Name ein Geschlecht beschreibt, mit dem sie sich nicht identifizieren. Warum besteht dann die Notwendigkeit den eigenen Namen ändern zu lassen?

Die Fragen in diesem Kapitel sind selbstverständlich rein hypothetisch und eher provokant als nach Antworten suchend. Dennoch bringen sie auf den Punkt, warum Namen mehr an sich haben als eine rein bezeichnende Wirkung zur Unterscheidung und Ansprache von Menschen. Beim Zusammenbringen der beiden Begriffe Identität und Namen war jedoch auch ich zaghaft. Als Erklärung dafür stellte sich später heraus, dass Identität sogar in Expert*innenkreisen ein vieldiskutiertes Konzept ist (FT 25.11.2021). Mein Gefühl ordnete ich demnach immer schon richtig ein, konnte und wollte aber durch den Mangel an Wissen darüber dem nicht absolut stattgeben. Und dennoch greifen die Forschungsbereiche Namen und Identität bereits auf der Gefühlsebene sehr deutlich ineinander.

3.2 Grundsatzdiskussion: Identität

„Was ist Identität?“ fragte ich meine Interviewpartner*innen klar und direkt während ich zumeist in konzentrierte, etwas ratlose Gesichter blickte. Wirklich spontane Antworten erhielt ich keine. Obwohl mir Identität als ein so alltäglicher Begriff erscheint, bin ich mir selbst nicht sicher, welche Antwort ich auf diese Frage erwarte.

Tatsächlich ist die Häufigkeit der Gespräche und Diskussionen rund um das Thema Identität gegen Ende des 20ten Jahrhunderts rasant angestiegen und erlebt auch aktuell wieder einen Aufschwung (Hall 1996, 1; ITK Lou 26.11.2021). Selten aber ist jemand dazu imstande, genau zu fassen, was dieses Konzept wirklich aussagt. Umschreibungen wie „das Ich“, „das Selbst“ oder „das, was eine Person ausmacht“ treten mir als die gängigsten Erklärungen für Identität in Erinnerung (FN 24.11.2021; ITK Margit 2.11.2021, Robert 21.11.2021, Valentin 14.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Es wirkt so, als handle es sich um etwas, das jeder kennt doch

niemand formulieren kann. Schlussendlich wird mir nach langem Überlegen eines klar: Identität ist Ansichtssache.

Im Glauben auf wissenschaftlicher Ebene aufschlussreichere Antworten zu finden, konsultierte ich thematisch einschlägige Literatur mit hohen Erwartungen. Doch auch hier wurde ich entweder mit unzähligen sich voneinander unterscheidenden Definitionen konfrontiert, oder trat demselben Frust über Unklarheit hinsichtlich Identität entgegen (siehe Hecht 1993; Hall 1996; Brubaker/Cooper 2000; Schwartz 2001; Yuval-Davis 2010; Luhrmann 2015). Es scheint, als wäre die sich teils widersprechende Mehrdeutigkeit von Identität das einzige, worüber Forscher*innen sich einig sind: *“It is, on the one hand, both new and old, some might even say outdated. And it is, on the other hand, omnipresent and seemingly self-explanatory but also highly contested, accused of being fashionable and lacking analytical precision”* (Finke/Sökefeld 2018, 1).

Auch Nira Yuval-Davis schickt in ihrem Artikel *„Theorizing identity: beyond the ‘us‘ and ‘them‘ dichotomy“* voraus, wie umstritten das Konzept Identität tatsächlich ist (2010, 263). Roger Brubaker und Frederick Cooper formulieren dies noch dramatischer und behaupten *„social sciences and humanities have surrendered to the word ‘identity’“* (2000, 1). Das bedeutet, dass durch die flexiblen, multiplen Herangehensweisen an Identität der Begriff überhaupt nicht mehr konzeptualisiert werden kann. Jegliche Theorieansätze fallen somit ohne eine stabile Basis in sich zusammen. Identität wird demnach vor allem als allgegenwärtig und doch nicht greifbar charakterisiert (ebd.). Auch Stuart Hall, der Soziologe, der bereits Mitte der 1990er Jahre große Debatten über die theoretische Erörterung von Identität lostrat, beginnt das erste Kapitel im Buch *„Beyond ‘Identity’“* mit der Frage *„Who needs ‘Identity’?“* (1996). Auf diese forsche Problemstellung folgt ein fast verärgerter Aufruf, Diskussionen, theoretische Neuschöpfungen und konzeptuelle Überarbeitungen alt gewordener Grundsätze strukturierter zu gestalten. Der Grundstein, der der Konzeptualisierung von Identität vorangeht, wird laut Hall stets aufs Neue angefochten, umorganisiert und verworfen. Dies geschieht ohne das Potenzial für die Entstehung von Neuem aus Mangel an den eben abgeschüttelten Essentialismen. Es ergibt sich im Überblick das generelle Bild, dass Forscher*innen sich seit Jahrzehnten nicht einig sind, wie genau Identität dekonstruiert werden kann/soll, ohne darauf aufzubauen was es ursprünglich auszubessern galt. Schließlich bringt Stuart Hall dieses Paradoxon auf den Punkt: *„Identity is such a concept - operating ‘under erasure’ in the interval between reversal and emergence; an idea which cannot be thought in the old way, but without which certain key questions cannot be thought at all”* (1996, 2).

Diese vielschichtige Sammlung an Einstellungen zum Forschungsthema Identität wirft mehr Fragen auf, als sie beantwortet. Von einer einheitlichen, kontextübergreifenden Definition ist hier gar nicht zu sprechen. Steph Lawler (2008) wählt deswegen mit dem Vorschlag, die verschiedenen Theoretisierungen von Identität voneinander zu entkoppeln, einen diplomatischen Weg. Laut ihr ist eine einheitliche Definition von Identität unmöglich. Deswegen sei es sinnvoll, guten Gewissens auf mehrere Definitionen zu setzen. Doch führt dies nicht erneut zu einem pluralistischen Verständnis der Terminologie des Phänomens Identität? Zwar könnte die jeweilige Definition, die einem gewissen Argument zugrunde liegt, differenziert und fachspezifisch abgegrenzt angegeben werden. Dennoch ist es notwendig den Begriff Identität wiederholt im Kontext mehrerer Disziplinen gleichzeitig zu betrachten, um somit Identität interdisziplinär und in ihrer gesamten Tragweite erforschen zu können. Als Resultat dieser Überlegungen entpuppt sich die Idee multipler Definitionen als suboptimal.

Fachausdrücke wie z.B. kulturelle Identität, Ich-Identität, kollektive Identität, Identitätspolitik, Identitätskrise lassen darauf schließen, dass diese Thematik Grenzen überschreitet. Identität ist ein fluides Konzept, das speziell in sozialwissenschaftlichen Theorien und Lehren zu tragen kommt. Sowohl Psycholog*innen als auch Soziolog*innen und Kultur- und Sozialanthropolog*innen bedienen sich dieses wandelbaren Begriffs, um individuelle, kollektive, gesellschaftliche und kulturelle Phänomene mit Zugehörigkeit, Gemeinsamkeit, Verwandtschaft, Verbundenheit, Selbst und Selbst-Bestimmung in Einklang zu bringen (Hecht 1993, 78; Brubaker/Cooper 2000, 2). In gewissen Fällen sind die unterschiedlichen Perspektiven klar und unmissverständlich voneinander trennbar. In den meisten Kontexten aber spielt eine Vielzahl von Faktoren mit, die es quasi unmöglich macht, Identität separiert aus nur einem Blickwinkel zu beschreiben.

So wie ich die Zusammensetzung meiner eigenen Identität verstehe, fließen mehrere Aspekte in ihre Gesamtheit ein. Worte wie Selbstempfinden, Ich/Ego und persönliche Charakteristika beziehe ich auf mich als Individuum (FN 29.10.2021). Dies würde ich dem Fachbereich der Psychologie zuordnen. Zusätzlich weiß ich, dass mein Inneres immer im Verhältnis zu meinem äußeren Umfeld steht und ich somit von meinen sozialen Kontakten bzw. der Gesellschaft beeinflusst werde. Die Suche danach, was mich persönlich einzigartig macht oder ‚was mich ausmacht‘ ist auch nur im Vergleich zu anderen möglich. Durch diese komparative Methode der Identitätsfindung situiere ich mich selbst im Gefüge der Tendenzen und Normansichten größerer Gruppen und Gesellschaften. Obgleich dies ebenso zum Feld der Psychologie passen würde, finde ich einige soziologische Ansätze in diesem Denken wieder. Aus kultur- und

sozialanthropologischer Sicht prägen sowohl meine Familie als auch meine Herkunft mein Selbst nachhaltig. Die Orte, an denen ich meine Kindheit verbracht habe, sind dabei ebenso wichtig wie die, für die ich mich entschieden habe um dort als erwachsene Person mein Leben zu führen. Dennoch sind es weniger die Orte als der kulturelle und der variierende gesellschaftliche Einfluss, die die kultur- und sozialanthropologische Perspektive auf Identität ausmachen (FN 29.10.2021).

Aus meiner Sicht ergibt sich ein komplexes Puzzle psychologischer, soziologischer und kultur- und sozialanthropologischer Ansätze. Im Ganzen fügen sich diese zu einem ineinander verschlungenen Muster unterschiedlicher Faktoren zusammen, das meine Identität symbolisiert.

Nach diesem interdisziplinären Beispiel wird klar, dass jeder einzelne Forschungszugang legitim ist. Dennoch scheint es ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, essentialistische Grundgesetze von Identität zu etablieren, ohne dabei das Konzept selbst erstarren zu lassen und es seiner Fluidität zu berauben. Es ist demnach schwierig eine normative Basis dieses individuellen Phänomens auf sozialwissenschaftlicher Ebene zu schaffen, um verschiedene Identitätstheorien in ihren prinzipiellen Eigenschaften zu vereinen. In weiterer Folge hindert der Nichtbestand von Normativität Identitätsforscher*innen daran Vergleiche aufzustellen, um ihre Konzepte zu testen, zu widerlegen oder zu bestätigen.

Obwohl Essentialismen und Normen rein theoretisch die Diskussionen über Identität durch einen gemeinsamen, definierenden Leitfaden erleichtern würden, ergäbe dieser vereinheitlichende Ansatz doch bei genauerer Betrachtung einen verfälschten Eindruck von Identität. Tatsächlich erkennen viele Menschen ihre Identität als das individuelle Selbst, ihre Persönlichkeit und Einzigartigkeit unter dem Einfluss aller mitwirkenden Lebenserfahrungen (FN 29.10.2021; ITK Margit 2.11.2021, Robert 21.11.2021, Lou 26.11.2021, Valentin 14.1.2022, Quinn 9.3.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022). Wie kann also Identität, die als so spezifisch persönlich wahrgenommen wird, auf dem Fundament strukturierter Vorannahmen und genereller Schemata erforscht werden? Im Kontext von *gender formation* und *identity* spricht Judith Butler dieses Thema mit klaren Worten an: „*To what extent is ‘identity’ a normative ideal rather than a descriptive feature of experience?*“ (2007, 23). Identität kann nicht normativ erfasst bzw. verstanden werden. Diese Herangehensweise würde ihrer Dimension und Wandelbarkeit schlichtweg nicht gerecht werden. Wie also könnten Menschen jemals die Gesamtheit ihrer eigenen Identität erörtern, wenn sogar Identitätstheoretiker*innen die passende Grundlage dafür fehlt?

Der Schlüssel für ein fachübergreifendes allgemeines Verständnis liegt in der Methodik statt der Theorie. “[...] *one can say that ‘identity’ is no longer conceived as necessarily unitary, and no longer perceived as a match between inner experience and outer acknowledgment, but as a kind of mastery of multiple narratives of self-presentation*” (Luhmann 2015, 534). Damit bestätigt TM Luhmann Butlers Ansatz und legt nahe, dass die Methode der Erzählung und Beschreibung einen vorangehenden Theorieansatz ersetzt. Es gilt nicht einen theoretischen, deduktiven Zugang zu finden, der die Wahrheit und die allgemeine Gültigkeit in allen sozialwissenschaftlichen Disziplinen beansprucht. Vielmehr geht es darum, für Psychologie, Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie jeweils Methoden zu entwickeln, die den Forscher*innen die Fähigkeit verleihen, Identität wahrheitsgetreu wiederzugeben.

3.2.1 Schwerpunkte der Identitätsforschung

Aufgrund der eben genannten Uneinigkeiten bezüglich der Grundsätze von Identität, stellt es sich als irreführend heraus, multiple, heterogene, fachspezifische oder gar schwammige Definitionen in die Diskussion einzubringen. Viel wirkungsvoller für das allgemeine Verständnis von Identität ist es an diesem Punkt, abseits von abstrakten Konzepten die zeitliche Abfolge des Entwicklungsprozesses der Identitätsforschung zu veranschaulichen. Durch das Aneinanderreihen der verschiedenen Untersuchungsschwerpunkte im Laufe der Forschung wird eine logische Dynamik sichtbar. Neben dem viel zitierten, vermeintlichen Begründer der Identitätsforschung Erik H. Erikson (1950) beschäftigten sich zahlreiche Sozialwissenschaftler*innen mit dem Thema Identität und verhalfen der Problematik mit ihrer jeweiligen Expertise zu ihrem heutigen Facettenreichtum. Ein grober Überblick verrät, dass sich die Forschung nach ihrem ursprünglichen Fokus auf das Individuum sukzessive dessen Umfeld zuwandte. Nach immer umfangreicheren Studien wurde schließlich der breit gefasste und tendenziell abstrakte Themenbereich der *identity politics* eröffnet. Dieser hebt den Einfluss von *power* und *agency* auf Identität hervor und lässt speziell im Feld der Soziologie und der Kultur- und Sozialanthropologie noch einige Fragen offen (Luhmann 2015, 532).

3.2.1.1 Psychoanalytisches Fundament

Allen voraus, zu Beginn der „*evolution of identity as a researchable construct*“ (Schwartz 2001, 7) steht der Psychologe Erik H. Erikson. Mit der Veröffentlichung seines Klassikers der Identitätsforschung „*Childhood and Society*“ (1950) schaffte er es, seine Theorien über den bisherigen wissenschaftlichen Standard hinaus weiterzuentwickeln (ebd., 9-11; Stevens 2008, 2).

Sigmund Freud, dessen Überlegungen die Grundlage von Eriksons Theorien sind, widmete sich als einer der ersten Psychoanalytiker der Frage nach dem Selbst und der Selbst-Bestimmung. Seinen Erkenntnissen nach bildet sich das Selbst schon im Volksschulalter vollständig aus und wird ausschließlich von den Eltern introjiziert oder übertragen. In der darauffolgenden Jugendentwicklung bis zum Erwachsenenleben würde sich später nichts mehr signifikant verändern. Dieser Prozess der Bestimmung und des Selbst-Erkennens ist demnach ein essenzieller Teil der eigenen Identifizierung (Schwartz 2001, 8f).

Das formte den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Sozialwissenschaftlern Erikson und Freud. Ersterer erkannte nämlich das einflussreiche Potential des unmittelbaren Lebens auf die Identitätsentwicklung und zog es in seiner Entwicklungstheorie der Identität in Betracht. Erikson entdeckte Ungleichheiten beim Vergleich seiner Patient*innen mit denen seines Vorgängers Freud. In der damals industriell geprägten Zeit litten Freuds Patient*innen unter Identitätshemmungen. Dies hinderte sie am Erkennen und Ausleben ihrer Identität. Spätere Psychoanalysen unter Erikson ergaben, dass seine Patient*innen eher Probleme mit der Bestimmung ihres Selbst hatten, anstatt Hemmungen zu erleben (Stevens 2008, 60). Nach dieser Erkenntnis erweiterte Erikson die Feststellungen Freuds über Identität grundlegend. Er definierte, dass die Kindheit dann zu Ende ist, wenn sich die Identität eines jungen Menschen gefestigt hat (Schwartz 2001, 9).

Bezüglich der Identitätsfindung formulierte Erikson zwei dichotome Phänomene. Die *identity synthesis* beschreibt eine Überarbeitung der in der Kindheit gefestigten Identität. Zusätzlich dazu bilden sich im Laufe des Lebens weitere, selbstbestimmte Ideale der Person aus, die ihre Identität erneut formen. Im Gegensatz dazu gibt die *identity confusion* eine Unfähigkeit an, solche identitätsbeschreibenden Ideale für sich zu erkennen und zu bestimmen. Dadurch fehlt die Basis für die Identifizierung eigener Identität im Erwachsenenalter. Das Zusammenspiel beider Begriffe wird schließlich als das Verhandeln der Ich-Identität beschrieben. Durch seinen psychosozialen Zugang zu Identität spielen in Eriksons Theorie persönliche Aspekte wie u.a. Religion, Politik, Karriere, Liebesbeziehungen zum Gesamtbild von Identität mit ein. Je enger und gefestigter dieses Netz persönlicher Aspekte ist, desto wahrscheinlicher kommt es zu einer erfolgreichen *identity synthesis*. Als Kontrast dazu erlebt eine Person mit großer Wahrscheinlichkeit *identity confusion*, wenn ihr Netz an psychischen wie auch sozialen Komponenten eher lückenhaft und fragil ist. Somit entsteht ein Kontinuum zwischen den beiden polarisierenden Punkten *identity synthesis* und *identity confusion*. Auf jener Achse zwischen diesen Endpunkten kann sich jeder Mensch als Summe seiner bewussten oder unbewussten Identitätskomponenten wiederfinden (ebd.; Erikson 1963).

Abseits dieses Identitätsentwicklungsprozesses fasst Erikson die wichtigsten Ebenen zusammen, auf denen das Selbst und sein Kontext (das soziale Umfeld dieses Selbst) graduell aufeinandertreffen. Die Ich-Identität oder Ego-Identität bezeichnet demnach die privatesten, oft unbewussten und besonders wesentlichen Ansichten über das Selbst. Die personale Identität wendet sich mehr dem Kontext zu und spricht das Selbst an, das die Person ihrer Außenwelt preisgibt. In der letzten Ebene, der sozialen Identität, wird der Aspekt von Identität angesprochen, der als Solidarität mit einer Gruppe wahrgenommen wird. Diese basiert auf Gemeinsamkeiten wie z.B. Sprache, kultureller Hintergrund oder Herkunft (Schwartz 2001, 10). Eriksons Überlegungen beeinflussten somit die weiterführenden Identitätstheorien nachhaltig. Doch seine wissenschaftlichen Erkenntnisse symbolisieren nur die ersten Kratzer an der Oberfläche eines Phänomens, das durch seine Vielschichtigkeit alle Aufmerksamkeit an sich zieht.

3.2.1.2 Messbarkeit von Identität

Anschließend an die psychoanalytisch geprägte Ära wurde in den 1980er Jahren die „Neo-Eriksonian“-Identitätsforschung eingeläutet. James E. Marcia entwickelte in Anlehnung an Eriksons Entdeckungen eines der bekanntesten Modelle zur empirischen Untersuchung von Identitätsstadien: das Identitäts-Status-Model (Schwartz 2001, 11). Dafür beschäftigte er sich intensiv mit dem Findungsprozess von Identität und schaffte es, diesen in Kategorien einzuteilen. Nach diesem Schema verwandelt sich Identität in messbare Zahlen. Systematisch werden dabei die Ergebnisse der Untersuchungen bestimmten Identitätsstadien zugeordnet, die wiederum standardisierte Rückschlüsse auf persönliche Charakteristika zulassen.

Marcias Modell funktioniert mittels zweier verschiedener Dimensionen, die auf Eriksons Wissen aufbauen. *Crisis* und *commitment*, zu Deutsch Krise und Bindung, beschreiben zwei konträre Entwicklungsstadien von Identität. *Crisis* gibt an, dass sich eine Person noch in der aktiven, jugendlichen Findungsphase der Komponenten befindet, die bedeutungsvoll für ihr Selbst sind (Marcia 1966, 551). Hierbei orientiert sich die Person an mehreren Alternativen wie z.B. Ziele, Überzeugungen und Glaube. *Commitment* steht damit in Opposition. Dieser Begriff verdeutlicht, dass sich die Person bereits auf einige Komponenten festgelegt hat und diese nun mit ihrem Selbst verbindet (Schwartz 2001, 11). Aus vorangegangenen Studien zur Messbarkeit von Identität (siehe u.a. Bronson 1959; Gruen 1960; Block 1961; Rasmussen 1964) ging hervor, dass die Variabilität bzw. die Stabilität der Auffassung des Selbst und das Maß der

Anpassungsfähigkeit auf gewisse Lebensumstände entscheidend für das Erreichen der Ego-Identität sind (Marcia 1966, 552). Demnach gilt: je höher das *commitment* einer Person eingestuft wird, desto näher ist sie dem Entwicklungsschritt, eine konstante und stabile Ego-Identität auszubilden.

Innerhalb Marcias Studie werden *crisis* und *commitment* mit politischen und religiösen Überzeugungen, sowie beruflichen Entscheidungen in Bezug gebracht. Dazu wurden 86 männliche Probanden gebeten, sich individuellen, semi-strukturierten Interviews zu unterziehen und unvollständige Sätze zu vollenden. Diese Methoden standen im Kontext verschiedener Aufgabenbereiche (*concept-attainment*, *aspiration measure*, *measure of authoritarianism*, *stability of self-esteem*). Nach der Auswertung dieser Aufgabenstellungen wurden die Probanden den jeweiligen Identitätsstadien zugeordnet, die später auf Charaktertypen hinweisen sollen. Zwei der vier Identitätsstadien beschreiben entgegengesetzte Entwicklungsschritte – *identity-achievement* und *identity-diffusion*.

Identity-achievement besagt, dass die Person ihre individuelle *crisis*-Phase bereits durchlebt hat. Sie hat aus mehreren Alternativen gewählt und sich schließlich an ihre selbstständige Entscheidung gebunden, obwohl diese sich möglicherweise von den Wünschen der Eltern unterscheidet. Demnach ist im Status des *identity-achievements* der Identitätsevaluierungsprozess der Person komplett. Als Folge dessen zeigt sich, dass das Selbstwertgefühl dieser Personen weniger durch Negatives beeinflussbar ist, sie sich u.a. realistische Ziele setzen und sie eine selbstständige Ich-Identität ausgebildet haben (Marcia 1966, 551f.). Bei *identity-diffusion* ist es nicht von Belang, ob die Person *crisis* erlebt hat oder nicht. Das Entscheidende dabei ist der völlige Mangel an *commitment* hinsichtlich beruflicher Entscheidungen oder bezüglich der Festlegung auf politische oder religiöse Ideologien. Marcia beschreibt den Typus dieser Personen als besonders gleichgültig in ihrer Art tägliche Aufgaben zu bestreiten (ebd.). Ein weiterer Identitätsstatus aus dem Modell nennt sich *foreclosure* und gibt an, dass eine Person *crisis* noch nicht erlebt hat, aber bereits *commitment* aufweist. Diese Person nimmt die ideologischen oder beruflichen Entscheidungen an, die jemand anderes für sie bestimmt hat. Das legt eine starke Befürwortung autoritärer Maßnahmen und wenig Stressresistenz in den *concept-attainment* Aufgaben nahe (Marcia 1966, 552). Im vierten Status namens *moratorium* hingegen befindet sich die Person aktiv in *crisis*, weist aber den starken Willen auf, Entscheidungen zu treffen und *commitment* zu erlangen. Dies unterscheidet solche Personen vom Identitätsstatus *identity-diffusion*, deutet aber auf eine hohe Übereinstimmung mit dem *identity-achievement*-Status hin (ebd.).

Die Charaktertypen, die schließlich aus den vier Identitätsstadien abgeleitet werden konnten, beschrieben die Probanden auf der Ebene ihrer Persönlichkeit näher. Identität konnte also dem damaligen Wissensstand entsprechend zuverlässig bestimmt und zugeordnet werden. Die Messbarkeit von Identität war somit ein wichtiger Schritt in Richtung eines allgemeinen Verständnisses des Phänomens.

Aufgrund der mangelhaften Berücksichtigung der Umweltfaktoren der Individuen wurde dieses Konzept aber im Laufe der nächsten Jahrzehnte überholt. Als Folge dieser persönlichen und individuellen Interpretationsebenen von Identität wurde diese in Hinblick auf verschiedene Kontexte/Lebensumstände untersucht. Dadurch wurde Identität abermals zum Subjekt weiterführender Kategorisierungen (vgl. Finke/Sökefeld 2018, 2). Die Sozialforscher*innen begannen ihren Blick nach außen zu wenden und das Umfeld des Individuums näher ins Auge zu fassen.

3.2.1.3 Erweiterung des Einflussradius der Identitätsforschung

Den Weg zur Bestimmung dieser kontextuellen Bereiche von Identität ebneten Grotevant, Thorbecke und Meyer (1982) in ihrem Werk „*An Extension of Marcia's Identity Status Interview into the Interpersonal Domain*“. Doch auch James Côté (1996) leistete einen erheblichen Beitrag dazu, dass Identitätsforschung den Sprung aus der Psychologie in eine Untersuchungsdomäne unternimmt, die das soziale Umfeld des Individuums als großen Einfluss auf Identität erkennt.

Erneut befassen sich die Forscher*innen mit Theorien, die auf Eriksons Überlegungen zu Identität in der Jugend basieren. Im Identitäts-Status-Modell bringt James E. Marcia bereits berufliche Beschäftigung sowie politische und religiöse Überzeugungen mit Identität in Verbindung. Auch Edmund Bourne und die von ihm beschriebenen sieben Ansichten auf Identität dienen als Referenz für weitere Ansätze. Dennoch reicht sein strukturierter Ansatz und dessen Komponenten (strukturell, subjektiv, genetisch (*developmental*), dynamisch, adaptiv, psychosozial und existenziell (Bourne 1978)) nicht aus, um Identität in ihrer Gesamtheit zu untersuchen. In direkter Bezugnahme auf ihre Vorgänger erweitern somit Grotevant, Thorbecke und Meyer (1982) Marcias Konzept und wenden es hinsichtlich zwischenmenschlicher Beziehungen an. Als wichtigste darunter kristallisieren sich Freundschaft, *dating* und Geschlechterrollen heraus.

Der größte Kritikpunkt an Marcias Modell betrifft seine Entscheidung, nur die Identität männlicher Probanden zu untersuchen. Das Einbeziehen interpersoneller Beziehungen setzt nämlich voraus, dass die Identitätsentwicklung bei Männern und Frauen unterschiedlich abläuft und somit geschlechterspezifisch geprägt ist. In Kombination mit den Dimensionen *crisis* und *commitment* wurde der Einfluss der drei genannten zwischenmenschlichen Beziehungsformen auf Identität ähnlich wie im Marcia-Modell empirisch erfasst. Methodologisch wurde besonders das *Coding* der Interviews neu definiert und speziell auf potenzielle Gendervorbelastungen in der Auswertung geachtet (Grotevant/Thorbecke/Meyer 1982).

Ende der 90er Jahre wurden diese Fortschritte soziologischer Ansätze zur Identitätsforschung erneut revolutioniert. James E. Côté und Charles Levine begründen zu diesem Anlass, warum Identität bis dato aus einseitiger Perspektive erforscht wurde.

Although expressed commitments and goals are ultimately "external" to the person in terms of how they are actualized, few efforts are made in the identity status literature, at least, to triangulate on them to assess their validity. As such, the methodology is focused on mental processes for both independent and dependent variables, so the entire analysis is in effect "internal" to the individual.
(Côté/Levine 2002, 48)

Um demnach mehrere Zugänge zum Thema Identität zu schaffen, wurden drei Analyseebenen eröffnet, die soziologische Perspektiven zulassen: die Makroebene, die Mikroebene und die psychologische Ebene. Diese sind weiterführend als das Erfassen und Klassifizieren der Lebensumstände eines Individuums im sozialen Kontext zu interpretieren. Die Makroebene verkörpert soziale Strukturen wie beispielsweise das politische oder das ökonomische System, in dem sich eine Person befindet. Die Mikroebene widmet sich persönlichen Beziehungen, wie sie an Orten der sozialen Interaktion entstehen (z.B. Schule, Familienumfeld). Auf psychologischer Ebene wird erfasst, welchen Charakter, welches Selbst und damit auch welche Ich-Identität die Person aufweist (Côté 1996, 417). Diese Ebenen werden im *culture-identity-framework* zusammengefasst, welches die Identitätskonzepte der letzten Jahre ordnen soll. Am Beispiel der Identitätsebenen von Erikson (soziale, personale und Ich-Identität) lässt sich feststellen, dass bereits die frühesten Überlegungen zu Identität hier ins Bild passen. Dennoch ist zu betonen, dass diese Begriffe und Levels nicht miteinander in Konkurrenz stehen. Ganz im Gegenteil sollen sie dazu anregen, die interdisziplinären Bereiche dieses komplexen Forschungsthemas zu arrangieren, um die unterschiedlichen Facetten von Identität besser erkennen und ausarbeiten zu können (Côté 1996, 417).

Soziologische Zugänge zu Identität decken somit auf, wie stark sich die Beziehung des Individuums zu seiner Außenwelt, gesellschaftlichen Systemen oder Interaktionen auf seine

Identität auswirkt. Die Makro-, Mikro- und psychologische Ebene könnten folglich auch im Bezug zueinander erforscht werden.

Innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie wurde Identität zuerst aus der sogenannten *ethnic view* betrachtet, was bedeutet, dass ein ethnischer Blickwinkel auf die Thematik die Diskussionen dominiert. Dies führte zu einer kurzfristigen Gleichstellung der Begriffe Ethnizität und Identität. In Erleichterungen hinsichtlich der Begrifflichkeiten resultierte dies jedoch nicht, da der Terminus Ethnizität genauso viele Definitionsschwierigkeiten mit sich bringt (Finke/Sökefeld 2018, 2f)

Wissenschaftler*innen gingen auch in der KSA lange von den intrapersonellen Werten von Identität aus und stützten sich auf Eriksons Theorien. Ähnlich wie in der Soziologie, erschien es später naheliegend, dass eine Person mehrere Arten von Identität innehat. Diese werden durch ihr Auftreten in verschiedenen sozialen Rollen wirksam (Schafer 1992, 25). So kann eine Person sich innerhalb der jeweiligen Rolle gleichzeitig als Kind, Elternteil, Kolleg*in, Partner*in etc. identifizieren. Aus einem vergrößerten Blickwinkel können diese Rollen genauso auf abstraktere Themen angewendet werden, wie beispielsweise als Teil der Gesellschaft, Person eines bestimmten Kulturkreises oder Element in einem Machtgefüge. Diese grob gefasste Ansicht auf eine Person in Konstrukten gesellschaftlicher, kultureller und politischer Dynamiken erweitert die Perspektive von Neuen. Sie stellt Identität als einen individuellen und gleichzeitig sozial synchronisierten Faktor in den Raum (Luhrmann 2015, 533f). Der Forschungsfokus von Kultur- und Sozialanthropolog*innen liegt daher vermehrt auf individueller und kollektiver Identität und deren Beziehung zueinander. Besonders Studien zu Identität im Kollektiv sind für die KSA von großem Interesse (Finke/Sökefeld 2018, 2f.). Dies steht in direktem Zusammenhang mit den gegenüberstellenden Worten „ich“ bzw. „wir“ und „sie“ im Sinne von „die Anderen“. In der Fachliteratur werden diese Begriffe zumeist im Englischen als „*us versus them*“ abgehandelt. Dabei wird das gefühlte Eigene mit dem, was nicht als dazugehörig identifiziert wird, gemessen. Diese Art der bewusst hervorgerufenen Opposition fällt besonders im Kontext politischer Debatten negativ auf (z.B. Rassismus oder Nationalismus), da sie Grenzen und Unterschiede zwischen Menschen hervorhebt und betont. Solch grundlegende Kategorien wie besagtes „*us versus them*“ betreffen jedoch auch das Thema Identität und dienen der Beschreibung zwischenmenschlicher Verhältnisse. Auf diese Weise passiert im Falle kultureller oder generell kollektiver Identität etc. eine intrinsische Kennzeichnung der Zugehörigkeit von Menschen zu verschiedenen Formen von Identität (ebd., 4). Ein derartiger Vorgang (die Abgrenzung des Eigenen vom Fremden) ist in der KSA unter

der Bezeichnung *othering* bekannt. Tatsächlich wird in dieser sozialwissenschaftlichen Disziplin besonderes Augenmerk auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede in bestimmten sozialen Sphären gelegt. Der deutliche Zusammenhang der Konzepte *othering* und Identität unterstreicht somit die wichtige Rolle von KSA bei der Erforschung des Identitätsbegriffs und seiner Rahmenbedingungen.

Aus heutiger Sicht gibt es drei vorrangige Einflüsse auf die rezente Identitätsforschung innerhalb des angeführten Studienzweiges. Als erstes wurde durch den *literary* oder *postmodern turn* in den Sozialwissenschaften vermehrt der Erzählung und dem Ausdruck von Identität Aufmerksamkeit zuteil. Dabei nimmt das Ausleben von Identität die Form eines Narrativs an und ethnographische Methoden rücken in den Vordergrund. Schließlich konnten so zum Beispiel verschiedene soziale Rollen in Beduinenvölkern beobachtet und deren Verkörperung von Identität beschrieben werden. Zweitens ist der Fokus auf Machtverhältnisse und Wirksamkeit gelegt – im Original *power* und *agency*. Hierbei wird untersucht wer sich am Rande gewisser Machtstrukturen wie zum Beispiel Staaten befindet, wer gar keine Macht besitzt und wie Menschen ohne offensichtlichen Machteinfluss trotzdem wirksam werden und sich als wichtiger Teil des Weltgeschehens identifizieren. Die prominenteste Strömung in der heutigen kultur- und sozialanthropologischen Identitätsforschung kommt aber aus dem Bereich der Kulturwissenschaften bzw. der postkolonialen Forschung und *identity politics*. Durch das Untersuchen der Beziehung zwischen Kolonialisierer*innen und Kolonisierten oder das Aufbringen von *race*- und *gender*-Konflikten wird sichtbar, dass im Bereich von *identity politics* asymmetrische Machtverhältnisse herrschen. Dies zieht Konsequenzen nach sich und wirft Debatten auf, die stetig neuer Beforschung, Innovation und praktischer Konfliktlösung bedürfen (Luhmann 2015, 534).

Auf dieser Ebene der Forschung zu Identität geht es schließlich darum, Veränderung zu schaffen und das Missverhältnis zwischen dominanten und untergeordneten Gruppen zu begleichen. Es wird zum Muss, immer mehr Menschen die Individualität und doch Verbundenheit verschiedener Identitäten ins Bewusstsein zu rufen. Um dabei möglichst viele Wissensstände und Forschungsbereiche aus und in der Bevölkerung zu erreichen, bietet sich ein interdisziplinärer Zugang als aussichtreichste Herangehensweise an.

Zweifelsohne hat die Identitätsforschung mit der Expansion von Forschungsperspektiven ihren Detailreichtum stetig vergrößert. In dem Wissen, was dieser Vielfalt an Studien und Ansätzen, Erweiterungen, Korrekturen etc. bisher zu verdanken ist, kann auch das Bedürfnis verworfen werden, eine einheitliche, allgemein gültige Definition von Identität zu kreieren. Es

stellt sich als weitaus wertvoller für die Konzeptentwicklung rund um Identität heraus, die Gesamtheit an Erkenntnissen aufzunehmen und zu versuchen, sie neu anzuwenden. Denn nicht nur die eigene Identität einer Person bleibt ein fluides, veränderliches Phänomen. Auch die Frage, wie ernst das Konzept Identität als wichtiger, manipulativer Bestandteil von Personen und Personengruppen genommen wird, bestimmt den zukünftigen Verlauf der Forschung.

3.2.2 Von Ich-Identität zu *identity politics*

Nach dieser chronologischen Aufschlüsselung der Identitätsforschung ist klar, dass das ‚Mysterium‘ Identität im Laufe der Zeit und mit steigender Anzahl mitwirkender Sozialwissenschaftler*innen an Einfluss und Transparenz gewann. Auch wenn selten jemand *ad hoc* eine Antwort auf die Frage „Was ist Identität?“ parat hat, so ist das nicht fassbare, unerklärliche, intrinsische Wissen darüber umso verbreiteter. Aktuell ist der Wunsch danach wahrnehmbar, die volle Tragweite von Identität umfassend offenzulegen. Besonderer Fokus liegt darauf herauszufinden, wie das Wissen um Identität und ihre Existenz als wesentlicher Faktor auf öffentliche und private, politische, gesellschaftliche und persönliche Geschehnisse Einfluss nimmt.

Seit Anbeginn des 21. Jahrhunderts richtet sich die Aufmerksamkeit in der Identitätsforschung zunehmend auf Themen, die mit Ideologien, Politik, Minder- und Mehrheiten einhergehen. Der Versuch die Entwicklung der Ego-Identität weiter zu definieren, scheint zu stagnieren. Im Jahr 2002 wird noch über Identität als Kommunikationsmittel geredet und die Verlässlichkeit der Ergebnisse von Identitätsforschung hinterfragt. Mit den Worten „*Not all messages are about identity, but identity is part of all messages*“ (Hecht 1993, 79) misst Hecht Identität eine entscheidende Omnipräsenz in der Kommunikationstheorie bei, die den *postmodern turn* in Erinnerung ruft. Nira Yuval Davis nimmt diese Idee ebenso auf und betont, der Dialog sei das konstruktivste Element der Identitätsbildung (2010, 271). Im Jahr 2009 nehmen Jean und John Comaroff die Untersuchung des Begriffs *cultural identity* auf sich und sprechen im Buch „*Ethnicity Inc.*“ über die Ökonomisierung von Identität und ihren Repräsentationen im südlichen Afrika.

Bald wird bemerkbar, dass sich der Interessensfokus deutlich in Richtung der *identity politics* verschiebt. Obwohl dieser Begriff bereits 1977 erstmalig vom Combahee River Collective in den USA verwendet wurde, erhält er heute mehr Aufmerksamkeit denn je. Damals nimmt die Vereinigung feministischer, lesbischer und schwarzer Frauen damit Bezug auf ihren

Kampf gegen Mehrfachdiskriminierung und erklärt im Combahee River Collective Statement: “*We believe that the most profound and potentially most radical politics come directly out of our own identity, as opposed to working to end somebody else’s oppression*“ (In: Ronald/Ritchie 2001, 295). Es verdeutlicht, dass dieses Thema auf gesellschaftlicher Ebene diskutiert wird und Ungleichheit, Ungerechtigkeit und polarisierende Politik anspricht, die meist kollektive Identitäten bzw. Minderheiten betrifft und dementsprechend benachteiligt.

In der einschlägigen Literatur des 21ten Jahrhunderts verbinden die Wissenschaftler*innen *identity politics* vermehrt mit Themen wie *belonging*, Diskriminierung, Intersektionalität, modernen Gesellschaftsstrukturen und politischer Radikalisierung (siehe u.a. Lloyd 2005; Warren 2012; McCall/Orloff 2017; McGowan 2020; Grant 2021). Erst kürzlich wurde die äußerst gegenwärtige COVID-19 Pandemie genutzt, um *identity politics* als Überbegriff für Kultur- und Generationskonflikte, *othering*, politische Maßnahmen und die Neudefinierung von Gleichheit zu deuten (Ebner 2021).

Beim Blick auf die zeitliche Abfolge an Schwerpunkten in der Identitätsforschung kommt eine klare Tendenz zum Vorschein. Die Studien, Theorien und Analysen haben sich von der ursprünglichen Thematik der Ich-Identität fast gänzlich abgewandt und bringen nun Fragen auf, die sich u.a. mit kollektiver und kultureller Identität befassen. Es besteht kaum Interesse daran, gewisse gesellschaftliche Dynamiken auf die sich laufend aktualisierende, individuelle Identität zurückzuführen. Tatsächlich ist aber mittlerweile allgemein bekannt, dass das Individuum sich in ständiger Wechselwirkung mit der Gesellschaft befindet. Das bedeutet, dass bereits kleinste gesellschaftliche Veränderungen Einfluss auf die individuelle Wahrnehmung von Identität nehmen. Umgekehrt, wirkt sich ein Wandel in der Ich-Identität wiederum auf das Umfeld der Person aus und regt in manchen Fällen auf gesellschaftlicher Ebene zum Nachdenken an. Nichts könnte mehr darauf hindeuten, dass Identität ein von Pluralität und prozesshafter Entwicklung geprägter Begriff ist, der seiner eigenen Metamorphose in vielfältigen Wirklichkeitsbereichen unterliegt.

Um auf das Gedankenexperiment über Namensänderungen im Theorieteil für Namen zurückzukommen, sei an das Thema Namen im Zentrum gesellschaftlicher Debatten erinnert. Darin wurde ersichtlich, wie stark ideologische Einstellungen und die persönliche Meinung Einfluss auf das eigene Wohlbefinden gegenüber einem Namen ausüben. Aus meiner Sicht hat zum Beispiel die Diskussion über nicht-binäre Namen schon längst das Ausmaß einer international ausgetragenen Debatte erreicht. Es geht demnach darum, dass gewisse Personen

das Recht haben, ihren Namen ihrer nicht-binären Identität anzupassen. Hierbei repräsentiert dies nicht nur den persönlichen Wunsch Einzelner. Es handelt sich um eine gewisse Art der Weltanschauung und der Akzeptanz jener, die so gesehen und benannt werden wollen, wie sie sind. Dem gleichgestellt ist das noch viel ältere Beispiel verheirateter Frauen. Diejenigen unter ihnen, die bei der Wahl des Familiennamens nicht traditionell vorgegangen sind (siehe Kapitel 3.1.1.1), seien gemäß so manchem Stereotyp besonders dominant oder übermäßig karrierefokussiert. Trotz der steigenden Tendenz für Familiennamensalternativen ist dieser Stereotyp immer noch in der Wahrnehmung vieler Österreicher*innen präsent (Mittendorfer 2018). Aus einem anderen Blickwinkel könnte die wachsende Zahl nicht-traditioneller Nachnamen stellvertretend für gefestigte feministische Überzeugungen in Österreich stehen. Durch das Sinnbild des Familiennamens wird dieser gesellschaftliche Tonus dann auch in die Tat umgesetzt.

Die Konsequenz solcher nicht-traditioneller Entscheidungen und das Aufbegehren einer zunehmenden Anzahl an Personen mit den ähnlichen inneren, persönlichen Überlegungen bewirkt über die Zeit eine Veränderung in großem Stil. Namen wären somit das Sprachrohr für den notwendigen Wandel in der Gesellschaft, um das Fortbestehen erkämpfter Gleichberechtigung zu sichern. In Summe geht es darum, Identität unmissverständlich beim Namen zu nennen.

4 Synthese

Der Titel des Kapitels Synthese soll eigentlich darauf hindeuten, wie neue Erkenntnisse mit bestehender Literatur verknüpft werden. Aufgrund des Mangels an qualitativ erhobenem Vergleichsmaterial, auf das die vorliegende Arbeit aufbauen könnte, muss die Bezeichnung Synthese jedoch neu gedeutet werden. Das folgende Kapitel gibt eine Vernetzung wieder. Es ist eine Weiterentwicklung von simplen Fakten zu komplexen Konzepten und Begrifflichkeiten, die in Form von Forschungsergebnissen präsentiert werden. Die wissenschaftliche Untermauerung wurde in den vorigen Abschnitten beachtet. Der Stil des aktuellen Kapitels ist bewusst gewählt. Alle Tatsachen, die sich aus den empirisch erhobenen Quellen ergeben, sprechen für sich. Selbstverständlich sind nicht nur die Fakten, sondern auch die entstandenen Konzepte aus der spezifischen Perspektive der Lebenssituationen der befragten Personen zu verstehen (vgl. *Race*, Ethnizität, gesellschaftliche Einordnung, soziales Umfeld, Religion, Nationalität etc.) und in Anbetracht dieser natürlichen Forschungseinschränkung zu interpretieren. Die augenscheinlichen Zusammenhänge, das

daraus resultierende Konzept und dessen strukturelles Grundgerüst beruhen somit auf der freien Interpretation eben jener qualitativen Daten (siehe Kapitel 2.2).

Die Einführung in das eigentliche Ergebnis dieser Studie – die Bedeutungsstruktur [BDST] – beginnt mit der schlichten Beschreibung des gesamten Datenmaterials. Dies beinhaltet Beobachtungen und formelle sowie informelle Interviews. Die Ergebnisse der Autoethnographie werden, wie zu Beginn angesprochen, nur zur gezielten Ausarbeitung der Forschungsfrage herangezogen und deswegen in der Synthese nicht erwähnt. Im Kapitel der Datenbeschreibung werden demnach die Antworten der Interviewspielchen präsentiert, die aussagekräftigsten Codes in Beziehung zueinander besprochen und mit Hilfe der CVD-Darstellungen Vergleiche zwischen unterschiedlichen Dokumentengruppen angestellt. Danach geht eine Skizzierung der begrifflichen Grundlage, sprich eine Erklärung der theoretischen Rahmenbedingungen, dem darauffolgenden strukturellen Konzept voraus. Diese Verständnisgrundlage kündigt schließlich die Bedeutungsstruktur im Generationswandels hinsichtlich Namen und Identität an. Die Erklärung jener Struktur basiert erneut auf den empirischen Daten der Erhebung. Sie zeigt auf, wie die speziellen Arten der Gesellschaftsorganisation in Österreich im zeitlichen Überblick das Wissen und die Wahrnehmung von bestimmten Personengruppen (siehe Kapitel 2.1.5.2) rund um Identität beeinflussen. Das rückt wiederum Namen ins Zentrum der Aufmerksamkeit von Menschen oder macht sie gesellschaftlich unwichtig. Als letzten Teil der Synthese stelle ich einen hypothetischen Ausblick zu G4 an. Darin formuliere ich Vermutungen über den zukünftigen, Zugang zu Identität und die facettenreichen Möglichkeiten und Auffassungen bezüglich Namen entlang derselben BDST und ihren Rahmenbedingungen.

Obwohl die Einflussnahme auf die hier beschriebene Thematik wirkt, als würde sie ins Unermessliche steigen, ist das sogenannte *bigger picture* simpler denn je. Scheinbar mühelos knüpft die Logik an das Alltagswissen der meisten Menschen an. Ist die Dynamik zwischen Namen und Identität schließlich einmal durchschaut, wird der*die Leser*in selbst zum*r Detektiv*in des Generationswandels. Spekulationen hinsichtlich nachfolgender Generationen und Ideen für die Zukunft sind dadurch keine Grenzen gesetzt.

4.1 Beschreibung der Daten

Die hier angeführten Ergebnisse sind noch nicht im organisierten Netzwerk einer Bedeutungsstruktur angegeben. Ähnlich der Überlegungen zu Name und Identität soll die

unstrukturierte Präsentation des Analyseausgangs einen Überblick über die Ergebnisvielfalt verschaffen. Dennoch sind auch hier nur die aussagekräftigsten Indizien erwähnt. Auf diese Weise bleibt der Blick auf die Themenstellung weit und ganzheitlich. Die Leser*innen sind durch diese umfangreiche Darstellung der ausgewerteten Daten eingeladen, die finale BDST in Hinblick auf ihre eigenen Lebensumstände zu interpretieren.

4.1.1 Spiele

Wie im Kapitel Datenerhebung beschrieben ist, konfrontierte ich fast alle Interviewees am Ende unseres formellen Gesprächs mit drei Fragen, die kleinen Assoziationsspielchen ähnelten (siehe Kapitel 2.1.5.1). Die Aufgabestellungen wie auch die Antwortmöglichkeiten dafür waren standardisiert und limitiert. So mussten die Gesprächspartner*innen die Wichtigkeit gewisser Reizworte mit einer Zahl zwischen Eins und Zehn bewerten, exakt drei Assoziationen zu Identität bekannt geben und sie darüber hinaus in einem einzigen Satz definieren. Diese Art der Frage- bzw. Aufgabenstellung lässt wenig Ausweichpotenzial und Raum für ausschweifende Erklärungen übrig. Das wiederum verfolgt das Ziel schneller, spontaner und unverblümter Antworten.

Lediglich bei den ältesten unter den Interviewpartner*innen (G1) ergab diese Art der Befragung keine entsprechenden Ergebnisse. Manchmal stellte ich bereits während des Interviews fest, dass die drei Spiele zu schwierig für mein Gegenüber waren und ließ sie deswegen aus. Bei anderen wurde erst bei der Analyse ersichtlich, dass die Aussagen unvollständig oder inhaltlich abweichend waren und damit keinen zielführenden Beitrag leisteten⁹. Ich kam also zum Schluss nur die Antworten von sieben Teilnehmer*innen auszuwerten und G1 aufgrund unvollständiger Ergebnisse außen vor zu lassen.

Beim ersten Spiel ging es darum, den Zusammenhang der Worte Verwurzelung, Familie und Individualität mit Identität auf einer Skala (1-10, Eins steht für geringe Korrelation, Zehn für besonders hohe) zu bewerten. Im Durchschnitt assoziierten die Interviewees Verwurzelung mit dem Grad 6,5. Familie wurde als stärker mit Identität in Verbindung stehend bewertet und ergab 7,6. Das Schlagwort Individualität hatte die höchste Korrelationszahl und wurde auf der Skala im Durchschnitt mit 8,6 bemessen (MG 9.5.2022). Selbstverständlich entsteht durch die

⁹ Diese Bemerkung soll keineswegs das Wissen oder die Erfahrungswerte der Befragten aus G1 anzweifeln. Es bedeutet eher, dass sie sich zuvor noch nicht so tiefgreifend mit dem Konzept Identität beschäftigt hatten. Da das Thema neu für sie war, sahen sie sich teilweise selbst nicht darüber hinaus nicht in der Lage auf solche Spiele einzugehen.

unterschiedliche Interpretation des Wortes Verwurzelung zum Beispiel ein gewisser Abweichungsfaktor (vgl. ITK Oskar 22.11.2021). Beim Wort Individualität hingegen waren sich alle sicher und gaben die präzisesten Antworten. Aufgrund der generell hohen Einschätzungen glaube ich mit Verwurzelung, Familie und Individualität Kernaspekte von Identität angesprochen zu haben.

Die Assoziationsaufgabe schätze ich als zweitschwierigstes Spiel ein. Es ging dabei darum, so spontan und intuitiv wie möglich selbst drei Worte zu nennen, die nach Meinung der Befragten mit Identität in Verbindung stehen. Gleich vorweg ist hier der spannendste Fakt: alle Befragten aus G3 gaben unabhängig voneinander und sehr selbstsicher an, dass Name eine der wichtigsten Assoziationen mit Identität darstellt. Zwei Personen aus G2 nannten Persönlichkeit als unverzichtbaren Aspekt. Generell stimmten viele für äußeres Auftreten und Einzigartigkeit. Bürokratie und persönliche Daten spielten besonders bei den Interviewees eine große Rolle, die Identität keinen emotionalen Wert zuschrieben. Hobbies und Interessen waren zwar auch mehr als einmal vertreten, wirkten aber im Gesprächsmoment wie halbherzige Aussagen. Besonders überrascht war ich über die Antworten Selbstwert und Bildung. Diese Assoziationen sind meiner Meinung nach tiefgründiger als andere und setzen ein hohes Maß an Reflexion hinsichtlich Eigen- und Fremdidentität voraus (MG 9.5.2022).

Das letzte und gleichzeitig forderndste Spiel war das Finden einer Definition für Identität in nur einem Satz. Die Ansicht, dass Identität persönliche Daten sind, wie sie zum Beispiel auf der Geburtsurkunde oder dem Reisepass stehen, kam in jeder Generation (G2 und G3) einmal zur Sprache. Einige bezogen ihre kurzen Definitionen auf Lebenseinflüsse, die die Person fortlaufend prägen. Andere kehrten Persönlichkeit und zwischenmenschliche Beziehungen hervor. Die Phrase „das was jemanden ausmacht“ kam auch hier wieder zu tragen (ebd.). Die meiner Ansicht nach treffendste Definition lautete jedoch folgendermaßen: „Identität ist gleichzeitig Repräsentation von meinem Inneren im Außen und gesellschaftliches Zugehörigkeitsmerkmal“ (ITK Quinn 9.3.2022). Zusammengefasst lässt sich mit großer Sicherheit behaupten, dass alle sieben Definitionen wohl überlegt und für die Interviewees individuell stimmig sind.

4.1.2 Codebeziehungen im Netzwerk

Codes sind selbstverständlich bereits in sich selbst deutend. Dennoch geben jene Codes, die in Beziehung zueinander stehen noch viel mehr Interpretationsgrundlage preis. Die einen Codes bedingen andere, kommen in Opposition vor oder ergeben im Überblick eine logische

Reihenfolge. Jedes dieser Schlagworte bringt Besonderheiten mit sich. Damit sind Tendenzen gemeint, die aus den markierten Zitaten des gesamten ethnographischen Materials hervorgehen (vgl. GB S.53-56). Sind bei diesen Beziehungen und Tendenzen kontextbezogene, übergeordnete Zusammenhänge vorzufinden, so entsteht eine Art Erzählungsabfolge, deren Argumentationslogik im Code Wandel mündet.

Die folgende kontextuelle Vernetzung der Codebeziehungen erinnert an eine Reizwortgeschichte. Um die einzelnen Codes darin sichtbar zu machen, sind sie in diesem Abschnitt durch kursive Schriftart hervorgehoben. Jeder von ihnen wurde in seiner Originalformulierung aus ATLAS.ti übernommen.

Innerhalb des QDA-Programms ATLAS.ti unterzog ich unterschiedliche Dokumente dem Codieren. Die zehn formellen Interviews nahmen durch ihre fortgeschrittene Gesprächsdauer den Großteil der Zitate ein. 1474 hervorgehobene Textpassagen ergeben im Endeffekt ein kompaktes Netz an Informationen. Besonders die Interviews stellten sich als ‚dichte‘ Gespräche heraus, bei denen das aktive Nachdenken und Philosophieren spätestens nach 50 Minuten zur ermüdenden Anstrengung wurde. Ich merkte den Interviewees an, dass sie gefordert waren. Über Namen und Identität auf solch abstrakter und vertiefter Detailebene zu diskutieren, erwies sich als unerwartete Schwierigkeit. Dennoch haben sich durch die eifrigen Bemühungen aller einige theoretische *Modelle* herauskristallisiert, die Namen und Identität in ihrer Funktionalität und Existenz vereinfacht darstellen. Darunter befanden sich sowohl bildliche Vorstellungen (Geburtsurkunde, Zwiebel, Baum mit Jahresringen, Mandelkern) als auch konzeptuelle Vergleiche (Pflanzenwachstum, Pfeilbewegung, Spitze eines Eisbergs im Wasser, Bestimmung einer Pflanzenart, symbolische Richtungsangaben, Mosaik, Puzzle, mit einem Namen beschrifteter Container). Mit der Übung kam die Kreativität. Obwohl die meisten unter den Interviewees, mit denen ich mich im Voraus verabredet hatte, die Besorgnis teilten, zu wenig zu wissen, wurden ihre abstrakten Kreationen mit dem Verstreichen der Gesprächszeit immer elaborierter (ITK Margit 2.11.2021, Lou 26.11.2021, Valentin 14.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022). Zufällige Gesprächspartner*innen gingen wahrscheinlich deswegen nie auf abstrakte Theoried Gedanken ein, weil unsere Diskussionen zu kurz ausfielen, um auf dieser Metaebene zu philosophieren.

Ganz im Gegenteil zu solchen theoretischen Modellen und Abstraktionen war kein Interviewee außer Quinn dazu in der Lage etwas über die *Gefühlsebene* hinsichtlich der angesprochenen Thematik beizutragen. Meine Gegenüber waren sichtlich überfordert bei dem Gedanken, ihren emotionalen Standpunkt zu beschreiben und äußerten dementsprechenden

Protest (ITK Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021, Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Andere Gesprächspartner*innen, die G2 und G3 zugesprochen werden können, verbanden Erwartungshaltungen hinsichtlich Familiennamen, durch Nachnamen gekennzeichnete Lebensabschnitte und auch ungeliebte Spitznamen spontan mit Emotionen wie Freude, Aggression und moralischer Verpflichtung (BL 20.5.2021, 25.5.2021, 26.5.2021, 31.5.2021). Bei vielen Befragten scheiterte es lediglich daran, Gefühle wie diese in Worte zu fassen. Gemeinsam eruierten wir den Grund für diese Schwierigkeit. Spontan bestätigten mir die meisten unter den Interviewees, dass sie bis zu dem Zeitpunkt noch nie wirklich *darüber nachgedacht* hatten (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021, Anita 11.1.2022, Valentin 14.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022). Dies lässt darauf schließen, dass Identität nicht hinterfragt ist. Sie ist eine *Selbstverständlichkeit*. Während Männer auch vom Phänomen Name unberührt schienen (BL 26.5.2021, 31.5.2021), stellten Frauen unterschiedlicher Generationen diese selbstverständliche Haltung in Frage und kehrten Ungerechtigkeiten hervor (BL 20.5.2021, 25.5.2021, 28.5.2021; FN 10.3.2022).

Generell scheint wenig faktenbasiertes *Vorwissen* verbreitet zu sein, besonders was etwaige Definitionen von Identität anbelangt. Bezüglich Namen antworteten die Interviewees jedoch selbstsicherer. Der Nachname war prinzipiell die erste *Assoziation* mit dem Konzept Name. Einige waren sogar überrascht, als sie erfuhren, dass ich mich für den vollen Namen und alles was damit in Verbindung steht, interessiere (BL 28.5.2021, 31.5.2021; ITK Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). *Vornamen* waren für die meisten bis zu diesem Zeitpunkt nicht relevant. Je tiefer wir jedoch gemeinsam in unsere Überlegungen eintauchten, desto stärker entwickelten meine Interviewpartner*innen eigene Meinungen und Interesse für dieses Thema. So entfalteten sich unsere Gespräche von zahlreichen individuellen Erfahrungen wie z.B. *Namensänderung* oder ‚*Kindsbenennung*‘ zu der theoretischen Frage, ob ein persönlicher Name ein *Menschenrecht* sein sollte. Die Diskussion wurde zum Selbstläufer. Bei Jennifer, Oskar, Robert und Quinn weckte diese Debatte großes Interesse. Ihre Antworten fielen besonders differenziert aus, was bewies, dass das vorangegangene Gespräch ihre Gedanken diesbezüglich bereits geformt hatte. Eine Reflexionspartnerin machte mich darauf aufmerksam, dass Namen ein Mittel zur Ver- und Entmenschlichung sind, wie es der Entzug der persönlichen Namen von Sklav*innen oder Jüd*innen während der NS-Zeit belegt (FN 10.3.2021). Robert und Oskar legten schließlich großen Wert darauf, die Worte Mensch und *Person* nicht synonym zu verwenden (ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Quinn 9.3.2022, Jennifer 12.4.2022).

Bei manchen Teilnehmer*innen wurde die abstrakte Ebene des Philosophierens jedoch zum *Hindernis*. Die Kombination aus *Vorwissen* und neuen Ansätzen schien unwiderrufliche Widersprüche in den Aussagen meiner Gesprächspartner*innen zu produzieren. Die gravierendsten Unstimmigkeiten taten sich bei der Wahrnehmung hinsichtlich der prinzipiellen Wertigkeit bzw. Bedeutung von Namen und dem tatsächlich alltäglichen Umgang der Gesprächspartner*innen mit Namen auf (BL 26.5.2021; FN 23.11.2021; ITK Oskar 22.11.2021, Anita 11.1.2022). Bezeugt dies eine unausgesprochene Differenz zwischen der realen Wertzuschreibung von Namen innerhalb der Gesellschaft und den namensbezogenen Wunschsituationen der Befragten?

Vermehrte Uneinigkeit bemerkte ich auch bei den Codes *Zuordnung* und *Zugehörigkeit*, die gleichzeitig den Stichworten *Administration* und *Familienstruktur* nahestehen (BL 26.5.2021; FN 12.1.2022). So identifizieren fast alle Namen als sentimental behafteten Begriff, der für *Familie* und *Herkunft* steht. Vor allem Anita, Jennifer und Oskar schreiben Namen fast ausschließlich administrativen Nutzen zu (ITK Oskar 22.11.2021, Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Aus ihrer Perspektive sind Namen ein Mittel zum Zweck, um beispielsweise Besitz und Erbe auf gewisse Personen zurückzuführen, Steuern verwalten zu können und andere meist staatliche Rechtmäßigkeiten zu regeln. In dieser Funktion ist Name immer in eine Form von *Bürokratie* verwickelt. Natürlich fällt diese bei *Namensänderungen* (Vor- und Nachname) wahrscheinlich am kompliziertesten aus. Auffällig ist, dass ausschließlich Frauen aus G2 und älter von eigenen Erfahrungen bezüglich dieser bürokratischen Hürden erzählen konnten (BL 25.5.2021; ITK Anita 11.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022). Dieses Phänomen ist auf die patriarchalen *Traditionen* bei der ehelichen Nachnamenswahl zurückzuführen. An diesem Punkt tritt einer der markantesten Aspekte von Namen in die Diskussion ein – *Gender*.

Wie im Kapitel 3.1 vermerkt ist, folgen Namenstraditionen und sogar bis vor kurzem Namensgesetze patriarchalen Regelungen. Dass die Vormachtstellung von Männern in diesen Angelegenheiten (speziell bei Familiennamen) noch lange nicht überwunden ist, wird in den Aussagen der Interviewees ersichtlich (siehe auch BL 20.5.2021, 25.5.2021, 26.5.2021, 31.5.2021). Fast ausschließlich Männer interessieren sich für das Weiterbestehen von *Ahnenlinien* durch einen gemeinsamen Namen und sprechen zum Teil sogar von kleinen Dynastien, die sie sich durch das Vererben ihres eigenen Nachnamens herbeiwünschen (BL 26.5.2021, 31.5.2021; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Oskar 22.11.2021, Anita 11.1.2022, Valentin 14.1.2022). Zusätzlich schien der *Geburtsname*, also der erste Nachname, für alle interviewten Männer eine *Selbstverständlichkeit*, ein Recht zu sein. Erneut ist dieses Gefühl der

Selbstverständlichkeit auf Traditionen zurückzuführen, die Frauen von eben diesem ‚Recht‘ ausschließen. Besonders deutlich wurde diese Divergenz, als ein männlicher Gesprächspartner nur Männer aufzählte, als er seine Familie präsentierte (BL 31.5.2021). Zwei andere (entsprechen G2) schmunzelten bei dem Gedankenspiel den Nachnamen ihrer Ehefrau anzunehmen (BL 26.5.2021; ITK Valentin 14.1.2022). Spätestens hier verwandelte sich der anfangs neutrale *Gender Code* zu einem *Genderissue*, von dem Frauen durchwegs mehr zu berichten hatten als Männer.

Je jünger die Interviewees wurden, desto weniger standen Ahn*innen und *Familienstruktur* im Zentrum der Gespräche. Bereits ab G2 in der Altersabfolge ließ sich eine Neuorientierung jener Familienstruktur beobachten und das Konzept Familie beinhaltete immer weniger Mitglieder (BL 28.5.2021; ITK Oskar 22.11.2021, Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Die Großfamilie wurde durch die Kernfamilie ersetzt. Doch auch diese scheint dem Trend zu folgen und dem Streben nach *Einzigartigkeit* zu weichen (BL 31.5.2021, 1.6.2021; ITK Lou 26.11.2021). Wie ich im Gespräch mit dem*der jüngsten Interviewee herausfand, hat sich mittlerweile aufgrund der Allgegenwärtigkeit von *social media* auch schon der Begriff *Einzigartigkeit* verändert. Anstelle des Bedürfnisses aus der Masse herauszustehen und einfach anders als die anderen zu sein, setzt sich offensichtlich das negativ behaftete und zwanghaft wirkende Phänomen des Individualitätskomplexes durch.

Doch nicht nur durch *social media* hat sich vieles verändert. Die Entwicklungen sind so offensichtlich und natürlich gegeben, dass sie paradoxerweise fast der öffentlichen Aufmerksamkeit entrinnen. Es besteht eine konstante Transformation der Möglichkeiten im Leben einer Person in Österreich. Im Schnitt der Generationen ist diese besonders deutlich ersichtlich. Von *Krieg*, über *Scheidung* und emanzipatorische Gesetze bis hin zu allgemein hoher *Bildung* ist so einiges diesem *Wandel* unterlegen. Von Folgephänomenen wie Migration, das Brechen ungeschriebener Gesellschaftsregeln, das Überwinden sozialer Klassen oder das Neuformulieren von Traditionen ist hier noch gar nicht die Rede. Im Fokus steht dabei immer der *Selbstwert* der Menschen, der durch eben diese Entwicklungen über die Zeitspanne von G1 bis G3 Höhen und Tiefen erfährt. Bemerken und beachten Menschen ihren persönlichen Wert, wird Namen vermehrte Resonanz zuteil und individuelle Identität gewinnt an Bedeutung – so die Theorie.

Doch ist diesem Generationswandel tatsächlich das Potenzial inne dem Ich in Form eines Namens mehr Wert beizumessen? Sind diese schrittweisen gesellschaftlichen Veränderungen

und Perspektivenwechsel für die Fähigkeit von Zukunftsgenerationen leichter auf ihr Selbst einzugehen mitverantwortlich?

4.1.3 CVD-Tendenzen

Nach dieser Kontextualisierung einzelner Codes entsteht bereits eine vage Vorstellung davon, welchen Einfluss z.B. Genderaspekte und das Alter einer Person auf den Zusammenhang von Namen und Identität haben. CVDs zeigen diese Tendenzen in Form von Zahlen an und vermitteln dadurch ein klares Bild der signifikanten Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb der Dokumentengruppen. Die folgende Gegenüberstellung der Codeverteilung in den Aussagen von G1, G2, G3, Männern, Frauen und Quinn's Interview und soll die Codes im Wandel der Generationen beschreiben und Ungleichheiten aufdecken. Die Datenbündel, die im Kontext der binären Geschlechterteilung (männlich und weiblich) zum Vergleich stehen, beinhalten Information aus formellen wie auch informellen Interviews und entsprechen einer ausgeglichenen Zahl an Repräsentant*innen. Auf die Generationsunterschiede der Interviewees wird hierbei keine Rücksicht genommen. Im Gegensatz dazu beziehen sich die generationsspezifischen Dokumentengruppen ausschließlich auf die formell abgehaltenen Interviews. Denn durch die Einteilung der informellen Gespräche in Generationskategorien würde ein zahlenmäßiges Ungleichgewicht der Interviewees pro Generation herrschen. Dies würde den numerischen Vergleich durch Codeverteilungsdiagramme ad absurdum führen.

Der erste Blick auf die zusammengefassten Ergebnisse erweist sich als vielsagend. Im Wesentlichen wird deutlich, dass weibliche Forschungsteilnehmerinnen sich mit mir zu einem Großteil über das Ändern von Namen unterhielten. Alles deutet darauf hin, dass dies mit der traditionellen Nachnamensänderung durch Ehe zu tun hat. Die Codes in diesem Kontext beziehen sich auf Namensästhetik, bürokratischen Aufwand und die Umstellung nach dem Erhalt eines neuen Nachnamens. Bei männlichen Teilnehmern waren einige dieser Codes zum Teil mit nur einer einzigen Aussage verknüpft. Stichworte wie Tradition und Zugehörigkeit sind ebenso auf Ehe und die damit einhergehenden Familienverhältnisse zurückzuführen. Zugehörigkeit scheint insbesondere Frauen zu beschäftigen, da das Codeverteilungsverhältnis hier zwischen Frauen und Männern 25:13 beträgt. Dadurch, dass die Nachnamenswahl so ein bedeutsames Thema für die weiblichen Beforschten war, hakte ich in den formellen und informellen Gesprächen immer wieder ein und erkundigte mich, ob ihnen ein Generationsunterschied bei der Wahl der Nachnamen auffiel. Auch hier hatten Frauen deutlich

mehr zu sagen als ihre männliche Opposition. Weiterführend kamen diesbezüglich zahlreiche Ungleichheiten ans Licht, die ich mit dem Code Genderissue betitelte. Doch auch Männer vertraten starke Meinungen in genderbezogenen Debatten, weswegen sich die Verteilung hier bei 35:23 (w:m) einstellte (CVD_w 19.5.2022; CVD_m 19.5.2022).

Die zweite Thematik, die speziell weibliche Teilnehmerinnen beschäftigt, ist der Akt des elterlichen Benennens eines Kindes. Besonders die Kriterien Ahnenbezug und Ästhetik sind neben Namensassoziation und Einzigartigkeit bei der Vornamenswahl in den Aussagen wiederzufinden. Auch Mittelnamen feuerten die Diskussionen an, wofür sich die hier befragten Männer kaum interessierten (29:15). Ohne dafür eine passende Erklärung finden zu können, ist auch der Code Zufriedenheit bei den Frauen fast doppelt so häufig vertreten wie bei den Männern. Darüber hinaus ist generelle Einzigartigkeit durch Namen offensichtlich nur den weiblichen Befragten wichtig (ebd.).

Aus männlicher Perspektive ist das Thema Familie über alle anderen Gesprächsthemen erhaben. Repräsentiert wird es von den Stichworten Ahnenlinie, Familienstruktur, Sippschaft, Kindheit/Herkunft und Prägung. Auch in informellen Gesprächen, die nicht im CVD_m aufscheinen, wurde das Wort „Stammhalter“ (BL 26.5.2021; FN 17.8.2022) benutzt und vorrangig auf familiäre Hierarchien hingewiesen (BL 31.5.2021). Obwohl nicht so viele Codes aus der Menge hervorstechen, vertritt doch jedes der eben aufgezählten Stichworte ein signifikant höheres Aussagenrepertoire als bei den Frauen. Diese ungleichmäßige Verteilung der Codes zwischen männlichen und weiblichen Beforschten erschien mir außergewöhnlich. Obwohl die Männer, die mit mir sprachen, weit weniger gereist sind als die Frauen, konnten sie mir im Vergleich mehr Erfahrungsberichte bezüglich unterschiedlicher Namensgewohnheiten zwischen Stadt- und Landgebieten liefern. Als auffällig hoch erwies sich darüber hinaus ihre Bereitschaft theoretische Modelle zur Erklärung von Namen und Identität zu entwickeln. Hier beträgt das Aussagenverhältnis 10:28 (w:m) (CVD_w 19.5.2022; CVD_m 19.5.2022).

Den Ausgleich zu den genderlastigen Gegenüberstellungen bietet das Bonus-Interview mit Quinn. Wie erwähnt identifiziert sich Quinn als nicht-binär - weder Mann noch Frau, einfach Mensch. In diesem Sinne schenkt Quinn Namen, die leider so oft schon vorab das Gender der Person preisgeben, intensiviertere Aufmerksamkeit. Wie genau Quinn mit Namen umgeht, hat mich persönlich besonders interessiert. Auch die Ergebnisse der CVD-Analyse sprechen für sich. Zahlenmäßig kann Quinns CVD nicht mit anderen verglichen werden. Denn dieses CVD

ist das einzige, welches nur die Aussagen einer Einzelperson zu Rate zieht. Die Codeverteilung ist somit in sich selbst aussagekräftig und es wird auslesbar, worin sich Quinn während unseres Gesprächs besonders vertieft hat, bereits viel wusste oder sich im selben Moment eine Meinung bildete.

Entgegen meiner Erwartung ging Quinn fast gar nicht auf Genderissues ein. Tatsächlich befindet sich im Interview dazu nur ein Kommentar. Was jedoch für viel Gesprächsstoff sorgte war das Thema gegenderte Sprache. Hierbei ging es vermehrt um die Verwendung passender Pronomen, den Mangel an sprachlichen Optionen, um die binäre Geschlechterordnung zu umgehen und die generelle Bereitschaft der Leute, sich auf diese genderneutrale Sprache ein- und umzustellen. Im direkten Zusammenhang damit steht der Code Vornamensänderung, der mit 18 Aussagen unser Gespräch dominierte. Quinn befindet sich gerade selbst im Prozess der Vornamensänderung. Dadurch, dass dieses bürokratische und doch emotionsgeladene Unterfangen in Österreich noch nicht unbedingt alltäglich ist, bekundete ich natürlich auch dementsprechend viel Interesse dafür. Vielleicht ist Quinn deswegen die einzige Person in dieser Forschung, die außerordentlich viel Information zum Code Gefühlsebene beitragen konnte. Ebenso intensiv diskutierten wir das Ich-Gefühl im Zusammenhang von Namen und Identität. Mit Quinn konnte ich über die Selbstverständlichkeit von Namen auf einer Metaebene philosophieren. Wir kamen zu Schluss, dass dies wahrscheinlich der Grund dafür ist, dass sich die meisten Menschen wenig bis gar nicht mit ihrem Namen auseinandersetzen. Assoziationen zu Namen kamen auffallend wenige vor. Während dieser Code bei anderen Dokumentengruppen durch konstant hohe Zahlen vertreten war, hielt ich im Bonus-Interview nur vier Aussagen dazu fest. Somit ist es die Person, die für Quinn zählt, nicht die vermeintlichen Eigenschaften, die ein Name vorausschickt (CVD_Bonus 19.5.2022).

Ein Überblick der Codes in den CVDs der Dokumentgruppen G1, G2 und G3 verrät ganz andere Tendenzen. Es kommen Themen zum Vorschein, über die die jeweilige Generation besonders viel zu berichten hatte. Werden die Diagramme im Vergleich zueinander untersucht, tut sich eine Abfolge an Schwerpunkten auf, die die jeweiligen Interessen, moralischen Verhältnisse, Traditionen und Verhaltensmuster etc. der einzelnen Generationen widerspiegelt.

G1 ist die älteste Generation unter den interviewten Personen. Sie sind Vertreter*innen der Generation meiner Großeltern und sind im groben Zeitraum zwischen 1920 und 1940 geboren. Wie bereits besprochen, konnten sich nicht viele unter ihnen etwas unter dem Begriff Identität vorstellen. Das Stichwort Modell oder abstrakte Zusammenhänge zwischen Namen und Identität sind somit nicht im CVD vorhanden. In Bezug auf Namen halfen sie mir mit

Erzählungen von Traditionen, Namensänderung, Benennung, Gleichnamigkeit und Familie bereitwillig aus. Unsere Interviews dauerten bedeutend kürzer als die in G2 und G3 (rund 40 Minuten), weswegen generell weniger Codes im CVD aufscheinen. Ihre meisten Erfahrungswerte konnten vor allem die weitaus gesprächigeren Frauen im Bereich Namensänderung durch Heirat kundtun. Über Scheidung sprachen sie nur einmal, weil sie diese bei ihren Kindern (G2) erlebt hatten. Der in sich schlüssige Code „war einfach so“, der auch auf besagte Namensänderung und Eheverhältnisse zurückgeführt werden kann, ist erst durch sie entstanden. Prinzipiell drehte sich in den G1-Interviews ein Großteil um Familie und Namen. Die damals herrschende Familienstruktur besprachen wir im Detail. So erfuhr ich, dass auch weitschichtige Verwandtschaft noch in den Familienbegriff miteinbezogen wird (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Der Code Macht der Geschwister beschreibt, inwiefern der Familienname ein Ausdruck für Zugehörigkeit und Gemeinsamkeit war. So wurden bei einer Geschwisterkonstellation von beispielsweise mehreren Buben alle gleichzeitig durch die Beschreibung „Müller-Buben“ (Musternamen) identifiziert. Ähnliches galt für zwei oder mehr Schwestern (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021). Bei der Benennung ihrer Kinder gaben viele einen Ahnenbezug an. Diese Vererbung eines Vornamens innerhalb der Familie bezog sich bei Männern meistens auf den ersten Vornamen und bei Frauen tendenziell auf den Mittelnamen. Die Funktion und Wichtigkeit hinsichtlich Namen in der Stadt scheinen von der am Land abzuweichen. Auch Krieg kam in den Interviews mit G1 erkennbar oft zur Sprache. Auffallend ist, dass der Code Ich-Gefühl sehr selten vorkommt. Dem Thema Einzigartigkeit wurde keine einzige Aussage gewidmet. Dies steht in Opposition mit den Diskussionen über Familie und legt nahe, dass die Interviewees aus G1 sich eher durch eine Gruppe statt als Einzelpersonen identifizieren. Dennoch waren sie sich eines Wandels in dieser Hinsicht bewusst. G1 ist nämlich aufgrund ihres Alters der Vorteil inne, den weisen Überblick über alle Generationen zu behalten. Demnach ist es auch jene älteste Personengruppe, die aktiv Unterschiede zwischen den einzelnen Generationen feststellen konnte, diese von selbst äußerte und dadurch den Code Wandel innerhalb dieser Forschung prägte. Einer der markantesten Generationsunterschiede beläuft sich auf die Verwendung genderteter oder genderneutraler Sprache, bei der G1 gar nichts, dafür aber G2 und G3 im Vergleich besonders viel beizutragen wussten (CVD_G1 19.5.2022).

In G2, der Generation im Alter meiner Eltern, sind tatsächlich alle Codes vorhanden. Auch hier steht das Thema Familienstruktur klar im Vordergrund. Zusätzlich dazu sind Sippschaft und Prägung durch Familienangehörige in Kinderzeiten hervorgehoben. Besonders leidenschaftlich diskutierten viele das Stichwort Zugehörigkeit, das mit 18 Aussagen regelrecht

ins Auge fällt. Diesen Aspekt interpretiere ich ähnlich wie bei der vorangegangenen Generation im Kontext von Namensänderungen durch Ehe. Während G1 hinsichtlich Scheidung nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann, hat der Großteil aus G2 bereits selbst schon so eine Trennung erlebt. Einhergehend damit ist ein beachtliches Bewusstsein für Administration via Namen, Bürokratie und Veränderung. Im Interviewmoment blickten meine Gesprächspartner*innen objektiver auf das Konzept Ehe zurück und erkannten es im Nachhinein als romantisiert und traditionell beeinflusst. Es kamen Genderissues zutage, denen sie sich zum Zeitpunkt ihrer ersten Heirat teilweise nicht bewusst waren (ITK Anita 11.1.2022). Damit sind Ungleichheiten, rechtliche und vor allem finanzielle Abhängigkeit und Traditionen gemeint, durch die männliche Personen gegenüber Frauen privilegiert sind. Folglich ist dieser Code mit 23 Aussagen die am häufigsten angesprochene Thematik. Kinder spielen in Scheidungsszenarien eine besonders entscheidende Rolle. Abseits des Familienschwerpunkts weist G2 im Vergleich zu G1 ein gesteigertes Interesse für das Ich-Gefühl auf. Durch das Verschieben des Fokus von Familie auf Ich-Gefühl und von Heirat auf Scheidung stellt sich hier eine sichtbare Veränderung im Lebenswandel der zwei aufeinanderfolgenden Generationen ein. Das Mensch Sein im Sinne der Eigenständigkeit rückt ins Zentrum der Identitätsauffassung von G2 (CVD_G2 19.5.2022).

In G3 verschwindet die Dominanz der Familienthematik und verändert sich zugunsten von Einzigartigkeit. Kriegserfahrungen im eigenen Land sind bei diesen Interviewees schon lange kein Gesprächsthema mehr. Der Code Familienstruktur, der in enger Verbindung mit Großfamilien und familiärer Hierarchie steht, war noch in keiner Generation so unterrepräsentiert. Heirat und Scheidung kann die jüngste Generation, die meiner Altersklasse entspricht, nur hypothetisch abhandeln, denn das gängige Heiratsalter scheint sich drastisch nach hinten verschoben zu haben. Es deutet alles darauf hin, dass Zugehörigkeit nicht mehr anhand gemeinsamer Familiennamen definiert wird. Auch Genderissues, wie sie noch in G2 besprochen wurden, sind weniger ein Thema. Dafür diskutierten wir ausgiebig über genderneutrale Sprache und Vornamen, die beiden Geschlechtern zugeschrieben sind. Identität ist für diese Interviewees ein wohl bekannter Begriff. Sie assoziieren sie besonders stark mit der konstanten Entwicklung einer Person. Beschleunigt wird diese ständige Erweiterung des Horizonts durch *social media*. Dieser Code ist signifikant für die Altersgruppe G3, wobei auch G2 erste Anmerkungen diesbezüglich äußerte. Ich hatte das Gefühl, dass es G3 sichtlich Spaß gemacht hat, sich abstrakte Konzepte für Identität und Namen oder deren Zusammenhang auszudenken (36 Zitate). Auf diese Art entstand eine Unzahl an Modellen (31 Zitate), die Identität bzw. Namen bildlich oder konzeptuell fassen sollten. Im Vergleich zu den beiden anderen Generationen ist hier auffällig, dass die zumeist theoretischen Diskussionen über

Identität mehr Zeit beanspruchten als die Überlegungen und Erfahrungen bezüglich Namen. Ein struktureller Umbruch ist auch im Ungleichgewicht zwischen den Codes Einzigartigkeit und Familienstruktur zu bemerken (CVD_G3 19.5.2022). G3 stellt damit für mich eine Generation dar, die alten Traditionen schlichtweg keine Aufmerksamkeit mehr schenken will.

Zusammenfassend ist vom großen Kreis der Familie hin zu individueller Darstellung und dem veränderten Gefühl von Zugehörigkeit viel Veränderung im Schnitt der CVDs zu beobachten. Durch das Unterscheidungskriterium Gender werden Eigenschaften augenscheinlich, die die verschiedenen Zugänge zu Namen und Identität belegen. Patriarchale Normen sind demnach für die Administration großer Gesellschaften längst nicht mehr aktuell. Fällt die binäre Zuordnung nach Gender als Vergleichskriterium völlig weg, tut sich Raum für neue Zugänge auf. Die Gefühlsebene in Bezug auf Namen zum Beispiel öffnet sich dem Bewusstsein und Identität nimmt erstmals Gestalt in Form von konkreten Vorstellungen an. Die Basis dieser fluiden Zusammenhänge bildet das Konzept der kollektiven Weiterentwicklung. Es ist der Generationsbegriff, durch den der gesellschaftliche Wandel deutlich in Erscheinung tritt.

4.2 Bedeutungsstruktur „Generationswandel“

Im Kernstück der Forschung zu Namen und Identität steht die Bedeutungsstruktur, die deren Zusammenhang die Erscheinung eines geordneten und logischen Konzepts verleiht. Um der Idee problemlos folgen zu können, wird das Gerüst der Struktur in Form begrifflicher Grundlagen präsentiert. Dieses besteht sowohl aus einer zeitlichen als auch drei kontextbezogenen Komponenten. Anschließend wird die Theorie sprichwörtlich mit der Praxis verbunden. Demnach findet die Struktur erst anhand der ethnographischen Daten ihre Anwendung.

4.2.1 Skizzierung der stützenden Grundlage

Wie jedes zuverlässige Bauwerk wird auch die Bedeutungsstruktur des Generationswandels von einem stabilen Grundgerüst – gewissen theoretischen Grundbegriffen – gestützt und sprichwörtlich in Form gehalten. Diese Idee sieht dem Konstrukt einer Brücke mit Pfeilern ähnlich. Das ganze Bauwerk steht symbolisch für die Gesamtheit der BDST. Standfest wird die Struktur erst durch drei Säulen, die in diesem Kontext Vorname, Nachname und Identität verkörpern. Entlang dieser Säulen erstreckt sich eine Fahrbahn, die alle Stützpfeiler miteinander

verbindet und den einzelnen Elementen Halt gibt. Diese Verbindung zwischen den drei Säulen ist der Generationsbegriff. Er beginnt in einer scheinbar unendlichen Anfahrsstrecke zur Brücke und führt über das Bauwerk hinaus die Fahrbahn weiter entlang. Obwohl der Streckenteil der eigentlichen Brücke nur G1 bis G3 repräsentiert, kann die Struktur hinsichtlich Generationen weiter vor und zurück verfolgt werden. Damit sind rein hypothetisch vorangegangene sowie zukünftige Generationen in die BDST entlang Vornamen, Nachnamen und Identität miteinbezogen.

4.2.1.1 Generationsbegriff

Zur Erinnerung – wie im Kapitel 2.1.5.2 erklärt ist, beschreibt der Fachbegriff Generationszusammenhang die „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen [innerhalb einer] historisch-sozialen Einheit“ (Mannheim 2017, 104). Von einer Generationseinheit ist erst dann zu sprechen, wenn die Personen, die jenes gleiche Schicksal teilen, es auch ähnlich verarbeitet haben (ebd.). Im hier beschriebenen Kontext wäre die Bezeichnung Generationseinheit nicht passend, da einige der Befragten nicht im selben lokalen Umfeld aufgewachsen sind. Ihre Zugehörigkeiten zu Religion, Nation und *Race* stimmen zwar größtenteils überein. Unter ihnen befinden sich aber auch Personen, die beispielsweise in der Stadt oder am Land aufgewachsen sind, in finanziell wohlhabenderen oder ärmeren Verhältnissen und damit anderen sozialen Schichten leben/lebten bzw. ganz grundlegend unterschiedliche Lebensvoraussetzungen mit sich bringen.

Um eine generelle Vorstellung davon zu erhalten, woraus sich demnach der Generationszusammenhang der Interviewees zusammensetzt, weise ich auf scheinbar klischeehafte Gemeinsamkeiten unter den Interviewees der Generationen Eins bis Drei hin. Ganz offensichtlich teilen alle Forschungsteilnehmer*innen ein gemeinsames, kulturell generiertes Weltbild. Dies besagt, dass ihr Lebensunterhalt sich am Kapitalismus orientiert, sie westlich sozialisiert sind und dadurch einzelne Personen von einem gemeinsamen kulturellen Blickwinkel ausgehend als Individuen ansehen. Alle weiteren Voraussetzungen, die den Lebenslauf der Befragten beeinflussen und somit formen, obliegen jener grob gefassten ideologischen Grundlage. Besagte Lebensumstände, der zeitlich spezifische Pool an Möglichkeiten und die gesellschaftlichen sowie politischen Begebenheiten beschreiben in aller Kürze und äußerst oberflächlich die sozialen Realitäten, die die hier ausgewählten Interviewees als Generationen teilen. Obgleich die Merkmale an Allgemeinwissen erinnern, beziehe ich das

Wissen über diese groben Zusammenhänge der Lebensumstände dieser spezifischen *sample group* selbstverständlich erneut von den empirischen Daten dieser Forschung.

Absolut alle Mitglieder von G1 haben den zweiten Weltkrieg zumindest als Kinder miterlebt. Von meinen Großeltern, die dieser Generation entsprechen, hörte ich des Öfteren die Phrase „wir haben ja nichts gehabt“. Aussagen von Eleonore, Elisabeth, Margit und einer weiteren Gesprächspartner*in (FN 24.11.2021) legen nahe, dass die Personen aus G1 schlichtweg keine Möglichkeit und Perspektiven hatten, Namensdebatten ins Rollen zu bringen, gegen Traditionen zu rebellieren und sich der Frage des Selbst zu stellen. Großfamilien waren eine Art der Versicherung, finanzielle Unterstützung und der notwendige Zusammenhalt in dieser Zeit (ITK Valentin 14.1.2022). Um auf diesen Aspekt gemeinsamer sozialer Realität mit einem Wort hinzuweisen, bedarf es einer Betitelung für G1. Es ist ein symbolisch wirksamer Begriff mit Wiedererkennungswert, der jedoch keinerlei Intention der Pauschalisierung, Reduktion und Trivialität anstrebt. In Anbetracht dieser Hintergrundgedanken der Differenzierung assoziiere ich G1 als Kriegsgeneration.

G2 steht nicht mehr in direktem Kontakt mit Krieg und finanzieller Rezession, sondern hat diese Zeit nur passiv durch ihre Eltern miterlebt. Sie sind geprägt und beeinflusst von den traditionellen Vorgaben ihrer Vorgänger*innen und führen diese Muster in der ersten Hälfte ihres Lebens fort. Erstaunlich ist, dass es für mich unmöglich war, Interviewees im Alter und Profil von G2 in meinem Bekanntenkreis zu finden, die noch keine Scheidung erlebt hatten. Umgekehrt kenne ich auch über die Einschränkungen der *sample group* hinaus keine einzige Person, die G1 entspricht und ihre Ehe durch Scheidung beendet hat. Ab einem gewissen Zeitpunkt haben sich also die Nachkommen von G1 gegen dieses vorprogrammierte Leben aufgelehnt. Umso empfänglicher wurden die G2-Teilnehmer*innen besonders nach ihrer Scheidung für emanzipatorische Themen, das Ausschöpfen alternativer Möglichkeiten hinsichtlich Familiennamen und Flexibilität im Lebenswandel (vgl. ITK Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Drei informell befragte Forschungsteilnehmer*innen fügen sich in dieses Lebensbild ein. Wie bereits betont beziehen sich diese Beschreibungen sozialer Realität vor allem auf die Gesprächspartner*innen in dieser Studie und wurden anhand vordergründiger Tendenzen generalisiert. Mit allem nötigen Bewusstsein für Abweichungen und dem Zusatz, dass ich persönlich Scheidung als wertfreie Möglichkeit der Veränderung unpassender Lebensumstände ansehe, schreibe ich G2 den Titel Scheidungsgeneration zu.

Als junge Menschen, denen im Schnitt großes persönliches wie auch rechtliches und finanzielles Potenzial zu Füßen liegt, stellen die drei Interviewees und sechs weitere

Gesprächspartner*innen aus G3 das Konzept Ehe prinzipiell in Frage (BL 20.5.2021, 28.5.2021, 31.5.2021; ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). Das Ich steht ständig im Vordergrund der Diskussionen und der Wunsch nach der Erfüllung des Selbst durch Erfolg, Erlebnis und Zwangslosigkeit ist unüberhörbar. *Social media* beflügelt dieses Streben und verbreitet gleichzeitig beinahe unerreichbare Standards, die sich u.a. am Kapitalismus orientieren. Diesen zu entsprechen wirkt aus der Ferne betrachtet wie eine erneute Lebensvorgabe, die zwar nicht von den Eltern ausgeht, aber von weltweit verstreuten Internetberühmtheiten bestimmt wird. Demnach wähle ich den saloppen Begriff der Individualitätskomplexler*innen, um auf die Gleichzeitigkeit von Unbeschwertheit und Zwang in der sozialen Realität von G3 hinzuweisen.

Jene Bezeichnungen der Kriegsgeneration, Scheidungsgeneration und Individualitätskomplexler*innen verkörpern grob gefasste Gemeinsamkeiten der hier genannten Generationen durch Generationszusammenhänge. Wie zu Beginn des Kapitels erwähnt, repräsentiert der Generationsbegriff in Bezug auf die BDST die notwendige zeitlich-dynamische Komponente im Konstrukt. Diese verbindet die säulenhaften Grundbegriffe Vorname, Nachname und Identität miteinander und rückt sie dadurch in eine generationsspezifische Perspektive. Das Ineinandergreifen beider Komponenten (die Säulen und deren Zusammenhang durch den Generationsbegriff) ist für die Funktionalität der Struktur unabdingbar.

4.2.1.2 Inhaltliche Säulen: Vorname, Nachname, Identität

Der zweite Aspekt, der es der Struktur ermöglicht ihre Kontinuität zu bewahren, wird von den Säulen Vorname, Nachname und Identität repräsentiert. Ohne jene Fixpunkte könnte die BDST entlang zu vieler Detailebenen interpretiert werden. Die wissenschaftliche Vielfalt bezüglich Namen und Identität generell ist der einfachen Darstellung dieser Struktur demnach in keiner Hinsicht eine Hilfestellung. Brücken, deren Stabilität lediglich auf der Spannung zwischen Anfangs- und Endpunkt beruht, wirken weitaus instabiler als jene, die durch Pfeiler mit dem Boden verbunden und dadurch befestigt sind. Dank dreierlei fixer und grob gefasster, inhaltlicher Säulen ist der Wandel, der im Übergang der Generationen stattfindet, durch bindende Grundbegriffe verankert.

Ein allgegenwärtig bekanntes Grundprinzip der gesellschaftlichen Interaktion in Österreich besagt, dass das gegenseitige Ansprechen mit den Nachnamen der Höflichkeit entspricht. Dies passiert nicht deswegen, weil der Vorname im Gegensatz zum Nachnamen ein Geheimname ist und es respektlos wäre danach zu fragen (Morgan 1997 [1871], 133f.) Ganz im Gegenteil – nennen sich zwei Menschen beim Vornamen, ist das ein Indikator für ein freundschaftliches oder zumindest aufgelockertes Verhältnis zwischen ihnen (BL 28.5.2021, 31.5.2021; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Anita 11.1.2022, Valentin 14.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Jennifer 12.4.2022,). Vornamen werden oft zu Kosenamen, Spitznamen oder Pseudonymen/Künstler*innennamen abgewandelt (BL 28.5.2021, 31.5.2021). Diese haben teilweise nichts mehr mit dem eigentlichen Vornamen zu tun (BL 26.5.2021). Deswegen gehe ich von der Vermutung aus, dass Vornamen zwar relevant, aber wenig identitätsstiftend sind. Auf der Ebene der familiären Zugehörigkeit, Administration und auch hinsichtlich der emotionalen Verbundenheit wirkt der Vorname weniger aussagekräftig als der Nachname (BL 20.5.2021, 26.5.2021, 28.5.2021). Das einzig wichtige Kriterium scheint der Grad der Zufriedenheit mit dem eigenen Vornamen zu sein (BL 20.5.2021, 31.5.2021; ITK Oskar 22.11.2021, Valentin 14.1.2022, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022; CVD_w 19.5.2022). Damit ist er mit dem Konzept eines Benutzernamens im Internet gleichzusetzen, der die anonyme Person hinter dem schwarzen Bildschirm ansprechbar macht (ITK Lou 26.11.2021; FN 19.4.2022). Vor allem aber Eltern machen sich ausschweifende Gedanken darüber, ob der Klang und oft auch die versteckte Bedeutung des gewählten Vornamens nun auch wirklich zu ihrem Kind passt (BL 28.5.2021, ITK Anita 11.1.2022). Anders als bei Nachnamen tritt bei Vornamen der Genderaspekt klar zum Vorschein. Es ist per Gesetz veranlasst, dass Kinder einen ihrem biologischen Geschlecht zugeordneten Vornamen tragen müssen. Nur wenige Schlupflöcher erlauben es, diese Regelung zu umgehen (siehe Kapitel 3.1.2).

Obleich einige Menschen Vornamen direkt mit ihrem Ich-Gefühl assoziieren (BL 20.5.2021, 28.5.2021, 31.5.2021; FN 9.11.2021; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Oskar 22.11.2021), wird ihnen per se nicht außerordentlich viel sentimentaler Wert zugeschrieben. Allerdings sind sie das Symbol für gesellschaftliche Kategorisierung via Gender und damit einer der repräsentativen Merkmale in Genderdebatten. Da diese in den letzten Jahrzehnten immer lauter werden und binäre Gendereinteilung (in männlich und weiblich) als veraltet gilt, stehen Vornamen vermehrt im Fokus der Gespräche über Namen. In Kombination mit dem Generationenbegriff wird sichtbar, dass der einst stagnierende Stellenwert von Vornamen mit der Zeit eine entscheidende Entwicklung durchläuft und sich als Fixpunkt behauptet, anstatt als Nichtigkeit unterzugehen (BL 28.5.2021; FN 19.4.2022).

Nachnamen ist noch dieselbe Funktion inne, für die sie einst ins Leben gerufen worden sind. Tatsächlich dienen sie immer noch hauptsächlich der gesellschaftlichen Administration. Das Bekennen familiärer Zugehörigkeit durch das Vererben oder Annehmen von Familiennamen ist der Grund dafür, dass ihnen zusätzlich zu ihrer administrativen Funktion auch noch ein emotionaler Wert zugeschrieben wird (BL 20.5.2021, 25.5.2021, 31.5.2021; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021; FN 24.11.2021). Durch strategisch implementierte patriarchale Traditionen ist es möglich, ganze Ahnenlinien mithilfe von Stammbäumen zurückzuverfolgen. Diese ‚Wurzeln‘ werden als identitätsstiftend identifiziert bzw. als ein wichtiger Teil von Identität angesehen (ITK Margit 2.11.2021, Robert 21.11.2021, Lou 26.11.2021, Valentin 14.1.2022,). Somit sind Nachnamen für viele Menschen dementsprechend wertvoll und von Bedeutung.

Die Gesetze zur patriarchalen Weitervererbung bezüglich Nachnamen sind in Österreich bereits reformiert. Laut zahlreichen Aussagen erfreut sich die Ausschöpfung dieser nicht-traditionellen Alternativen großer Beliebtheit (BL 25.5.2021; ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021, Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Genau deswegen befindet sich der Zugang zu den so unantastbar wirkenden Nachnamen von Generation zu Generation im Wandel. Und dennoch verkörpern Nachnamen eine wichtige Konstante.

Der säulenhafte Fixpunkt Identität bringt im Vergleich weniger geschichtliches Wachstum mit sich. Obwohl das Konzept Identität auf theoretischer Ebene durch Facettenreichtum glänzt, hebt dieser Ankerpunkt der BDST gezielt den Aspekt des allgemein verbreiteten Wissens über Identität in unterschiedlichen Generationen aus der Masse hervor. Denn speziell dieses Merkmal ist Teil des gesellschaftlichen Wandels, da es automatisch Einfluss auf die Präsenz von Identitätsbewusstsein im Alltag nimmt. Welche Generation widmet sich am ehesten der Frage, was genau Identität für sie bedeutet? Welchen Stellenwert vertritt Identität innerhalb der Rahmenbedingungen unterschiedlicher sozialer Realitäten? Wie beeinflusst das Wissen um Identität das gesellschaftliche Miteinander?

Diese Fragestellungen zielen selbstverständlich nicht nur auf die Entfaltung der Ego-Identität ab. Auch die Konzepte kultureller oder kollektiver Identität mischen bei der Zusammenführung der Säule Identität mit dem Generationsbegriff mit. Gemeinsam mit den ‚Stützpfeilern‘ Vorname und Nachname ergibt sich eine symbolische Brückenüberquerung, die allmählich das Gesamtbild der BDST im Kontext des Generationswandels hinsichtlich Namen und Identität freilegt. Ob die Konstruktion jeglichen Belastungen standhält, zeigt sich in der Praxis.

4.2.2 Struktureller Zusammenhang: das Konzept

Bevor ich auf die Veränderungen von Vornamen, Nachnamen und Identität im Kontext der teilnehmer*innenspezifischen, sozialen Realität jeder einzelnen Generation eingehe, weise ich auf die oberflächliche Dynamik zwischen familiärer und gesellschaftlicher Organisation, Identität und Namen hin. Fest steht, dass diese Phänomene sich gegenseitig beeinflussen.

Unbewusst haben bestimmt schon viele Menschen wahrgenommen, dass die Organisation von Familie und Gesellschaft dem Wandel der Zeit erlegen ist und sich stetig neuen Organisationstypen fügt. Ausnahmen gibt es selbstverständlich immer. Elisabeth hat diese Veränderung längst bemerkt. Sie sagt bezugnehmend auf die Beziehung zu ihren eigenen Großeltern „naja also ich... ich tät sagen es war alles anders“ (ITK Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, S.9). In Anbetracht dessen sind mit dem Tabellentext „hierarchisch/strukturiert“ die ursprünglichsten Formen der Familiennamenstraditionen gemeint, die auf streng hierarchische Organisation aufbauten. Heutzutage fallen diese Nachnamensbräuche weitaus individueller und unstrukturierter aus. Demnach kann familiäre/gesellschaftliche Organisation als zeitlicher Bestandteil des Schemas für die Auslegung der darauffolgenden Komponenten Identität und Namen herangezogen werden.

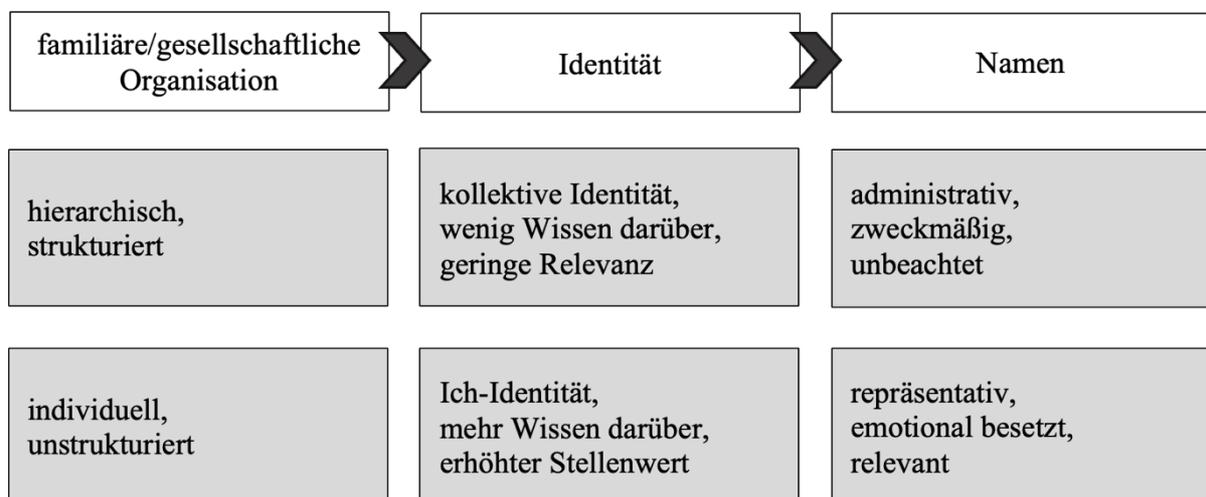


Abbildung 1: strukturelle Zusammenhänge

Die tabellarische Abb. 1 spricht von Eigenschaften, die sich gegenseitig bedingen. Wenn zum Beispiel die Organisation in einer Familie besonders strukturiert ist und Großfamilien einer patriarchalen Hierarchie ähneln, so beziehen die Mitglieder dieser Familie ihre Identität auf das Kollektiv. Hinsichtlich des Daseins der Einzelperson gleicht diese Ansicht sowohl der relationalen Auffassung des Selbst aus nicht- westlichen Kulturräumen wie auch dem systematischen Aufbau von Gesellschaften in Gebieten westlicher Sozialisierung. Der Begriff

Identität selbst hat dabei wenig Bedeutung, wird als zu abstrakt abgetan und durch die Idee von Familienzusammenhalt ersetzt. Namen wird in diesem Szenario wenig Beachtung geschenkt. Sie dienen ausschließlich als administratives Hilfsmittel zur familiären oder gesellschaftlichen Zuordnung.

In unstrukturierten Gesellschaften ist die Ich-Identität der einzelnen Gesellschafts- oder Familienmitglieder vordergründig. Das Wort unstrukturiert bedarf hier aber genauerer Definition. Die Polarität zwischen strukturiert und unstrukturiert ist keinesfalls mit Struktur und Chaos gleichzusetzen. Im Entferntesten ist dies sogar mit den Gesellschaftsformen von westernisierten Lebensräumen und dessen Gegenteil vergleichbar. Beide Arten der Gesellschaftsorganisation sind sinnvoll und systematisch durchdacht. Während jedoch die eine die Struktur einer strengen, linearen Hierarchie verfolgt, beruht die andere auf der Organisation von Menschen durch Beziehungen statt Abstammung. Letzteres führt automatisch zu einer flexiblen, aber geordneten Form des Zusammenlebens, die hier unter der Bezeichnung unstrukturiert den Kontrast zur strukturierten Familien-/Gesellschaftsorganisation verkörpert. Die damit angesprochenen Personen machen sich zumeist mehr Gedanken darüber, was Identität generell aber auch für sie als Einzelperson bedeutet. Dadurch gewinnt Identität an Stellenwert. Aufgrund des erhöhten Bewusstseins für Identität werden Namen repräsentative Eigenschaften zugeschrieben. Diese spiegeln verschiedene Arten der Zugehörigkeit, Gender oder Erfolg im Berufsleben etc. wider. Ein Name steht somit in enger Verbindung mit der Person, ist dementsprechend emotional besetzt und von hoher Bedeutung.

Diese Präsentation der Zusammenhänge ist ein Vorgeschmack auf die BDST mit dem Titel Generationswandel. Wie oben beschrieben, soll die BDST einen im regionalen Kontext generalisierbaren Zusammenhang zwischen Namen und Identität im Wandel dreier Generationen aufdecken. Begonnen mit der ältesten Generation werden die drei Aspekte Vorname, Nachname und Identität im Kontext der generationsspezifischen sozialen Realität von G1, G2 und G3 interpretiert. Die Dynamik, die sich daraus ergibt, lässt sich schließlich auch beim hypothetischen Szenario von G4 anwenden, um Tendenzen bezüglich Namen und Identität vorauszusagen.

4.2.2.1 Generation 1

Die Frage danach, warum die Darstellung der strukturellen Zusammenhänge mit G1, der ältesten Generation, beginnt, ist leicht zu erklären. Es ist die Kriegsgeneration, die die starrsten

Verhältnisse hinsichtlich Vor- und Nachnamen sowie Identität aufweist. Wie es zu Beginn in Österreich staatlich vorgesehen war, richteten sich ihre individuellen Ambitionen zumeist nach gesellschaftlich angesehenen Traditionen. Diese orientierten sich laut unterschiedlichen Aussagen an der Lebensweise, dass in jungen Jahren (Anfang 20 oder noch davor) geheiratet wurde, der Nachname des Mannes diskussionslos und rechtlich gestützt zum Familiennamen überging und auch die Kinder den Nachnamen ihres Vaters erhielten (FN 3.11.2021; ITK Margit 2.11.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Gleichgeschlechtliche Ehen waren zu dieser Zeit noch nicht erlaubt. Die Tatsache, dass die Frau ihren Geburtsnamen behielt, existierte wenn, dann nur bei Adelsfamilien, die verhindern wollten, dass ihr Name durch besagte, lineare, männerorientierte Traditionen verloren ging. Nachnamen verfolgten einen administrativen Zweck. Sie waren ein Sinnbild für Familie, Ehe und Zugehörigkeit. Ich erhielt den Eindruck, dass ein Familienname im Ernstfall Herzenssache ist (FN 5.11.2021). Ein Kind, das zur Zeit von G1 jedoch außerehelich gezeugt wurde, sah sich zwischen den elterlichen Familien hin- und hergerissen. Es erzählte mir sogar, sich wegen dem fehlenden, einheitlichen Familiennamen keiner Familien so richtig zugehörig gefühlt zu haben (FN 3.11.2021). Durch die patriarchale Vererbung der Nachnamen entstand nämlich ein Ahnenbild, das speziell Großfamilien das Gefühl von Rückhalt gab. Denn in den Kriegs- und Nachkriegszeiten des zweiten Weltkriegs standen harte Arbeit und finanzielle Notstände an der Tagesordnung. Ein dichtes Netz an eng- oder fernschichtig Verwandten, die anpacken und in die Verantwortung gezogen werden konnten, galt damals als Versicherung für das Fortbestehen und Wohlergehen aller Altersklassen innerhalb einer Familie. Nach Reformen der Nachnamensgesetze verlangte zu dieser Zeit so gut wie niemand.

Vornamen waren immer einem Gender zugeteilt. Als männlich oder weiblich angesprochen werden zu können, galt als Voraussetzung und Selbstverständlichkeit. Diese Genderzuschreibung orientierte sich am biologischen Geschlecht der Person und war weder kontextbezogen noch flexibel. Die Vorstellung als Mensch keinem Gender anzugehören, passte nicht in das Weltbild der damaligen Gesellschaft (FN 24.11.2021). Demnach mussten Vornamen vorwiegend einem schönen Klang entsprechen. Häufig wurde aus Gründen der Nachfolge, Loyalität, durch emotionalen Bezug oder politische Umstände Kindern derselbe Vorname wie beispielsweise der einer*s Taufpat*in, der eines Eltern-/Großelternteils oder einer politischen Figur (z.B. Adolf oder Franz-Joseph) gegeben (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Oft diente diese Gleichnamigkeit der Erinnerung an im Krieg verstorbene Familienmitglieder (FN 3.11.2021; ITK Margit 2.11.2021, Valentin 14.1.2022). Diese Art der ancestralen Benennung hatte nichts mit Spiritualität oder

Ritualen gemein. In einem informellen Gespräch verriet Margit dennoch, dass Eltern „nicht nachnennen sollten“, da es vermeintlich Unglück brächte (FN 17.8.2022). Manche Vornamen waren deutlich beliebter als andere. So gab es eine Vielzahl an Kindern mit dem Vornamen Karl in derselben Schulklasse, erinnert sich Friedrich (ITK Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Abgesehen vom Ahnenbezug und der Namensästhetik waren Vornamen weitestgehend irrelevant für die damit benannte Einzelperson. Aus gesellschaftlicher Perspektive spiegelten die Vornamen von G1 die politische Orientierung ihrer Eltern wider (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Manchmal kehrte genau diese politische Situationsabhängigkeit die Spontanität von Benennung hervor. So wurden während der NS-Zeit jüdische Vornamen inoffiziell durch christlichere ersetzt und später wieder problemlos zurückgetauscht (ITK Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Paradoxe Weise ist es trotzdem für manche aus G1 unverständlich, wenn eine jüngere Person ihren Namen aus gesellschaftlichen Beweggründen offiziell ändern lassen möchte (FN 24.11.2021).

Über Identität zu sprechen, empfand G1 als schwierig (ebd.; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Ihre Mitglieder bestätigen mir, dass keine*r unter ihnen jemals über den Begriff nachgedacht hatte. Dass diese Generation sich unter dem Begriff Identität nichts vorstellen konnte, ist also keineswegs auf ein divergentes Selbstverständnis zurückzuführen, wie es aus der KSA über das Konzept Person bekannt ist. Identität schien ein Fremdwort für sie zu sein und wurde maximal mit Identifikation in Zusammenhang gebracht (FN 24.11.2021). Die Personen aus G1, deren Eltern oder Großeltern migriert sind, erkannten weder bei Nationalität noch Ethnizität eine Verbindung mit Identität. Dennoch assoziierte G1 Identität spontan mit Vorfahren, Persönlichkeit/Charakterzüge oder Eigenschaften, die repräsentativ für die Familie waren (ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022). Diese Werte wurden dann auf die Erziehung und die ‚Kinderstube‘ einer Person zurückgeführt und gingen mit der Annahme einher, ein junger Mensch könnte von außen geformt werden (FN 3.11.2021). Ihre eigenen, persönlichen Lebensentscheidungen oder Eigenschaften standen für sie nicht mit diesem Begriff in Zusammenhang. Aktiven Einfluss auf ihre Namensentscheidungen hatte dieses Konzept demnach keinen.

Graphisch können die Prioritäten von G1 als Hierarchie dargestellt werden (siehe Abb.2). Der Nachname repräsentiert das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit in ihrem Leben. Ihm wird der größte Stellenwert beigemessen. Aufgrund des Ahnenbezuges spielen Vornamen die zweitwichtigste Rolle. Identität ist ein peripherer Gegenstand, dem die Personen aus G1 am

allerwenigsten Aufmerksamkeit schenken. Sie ist deswegen am äußeren Rand des Diagramms platziert und ist weit vom Prioritätenkern entfernt.

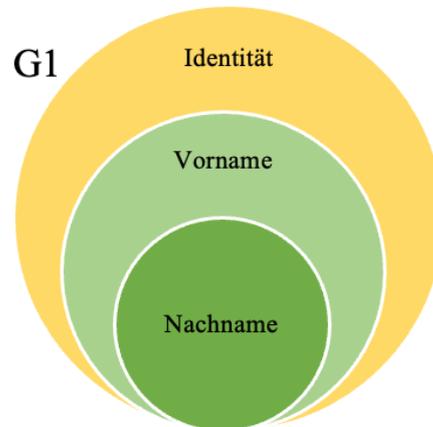


Abbildung 2: Prioritätendiagramm_G1

4.2.2.2 Generation 2

Die Personen, die innerhalb dieser Untersuchung G2 angehören, sind heute zwischen 55 und 70 Jahren alt. Die meisten unter den Befragten haben Anfang/Mitte 20 geheiratet (ITK Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Auch in diesen Fällen haben die Frauen wie auch die gemeinsamen Kinder den Nachnamen des Ehemannes übernommen. Besprochen wurde das Einhalten dieser Namenstradition nicht. Frauen nahmen neuen Nachnamen einfach an und romantisierten den neuen Lebensabschnitt (BL 25.5.2021, 26.5.2021; ITK Jennifer 12.4.2022). Männer aus dieser Generation bestehen auf den Beibehalt ihres Nachnamens und ziehen mögliche Alternativen teilweise sogar ins Lächerliche (BL 26.5.2021, ITK Valentin 14.1.2022). Auf emotionaler Ebene symbolisiert das Weitergeben bzw. Annehmen eines Nachnamens bestimmt eine Art Hingabe in der Beziehung. Denn einer Frau aus G2 sah ich während des Gesprächs an, dass sie enttäuscht gewesen wäre, hätte sie nicht den Namen ihres Mannes annehmen dürfen (BL 26.5.2021). Generell ist die Regelmäßigkeit der Lebenswege von G2 mit großer Wahrscheinlich auf die Prägung durch ihre Eltern zurückzuführen, die ihre Kinder dementsprechend erzogen haben (vgl. FN 3.11.2021). Wie bereits dargelegt, sind auffällig viele dieser jungen Ehepaare in G2 wieder geschieden und teilweise neu verheiratet. Nach der Scheidung behielten die befragten Frauen den Nachnamen ihres Ex-Mannes, weil sie nicht anders als ihre Kinder heißen wollten oder die Bürokratie sie abschreckte (BL 25.5.2021; ITK Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Im Falle einer zweiten Ehe nahmen sie erneut den Nachnamen des Ehemannes an, machten sich jedoch bewusst Gedanken über diese Entscheidung. Als Grund für diese traditionelle Namenswahl gaben sie ein gesteigertes Zugehörigkeitsgefühl durch den gemeinsamen Familiennamen an (ebd.; BL 26.5.2021). Wie ich

erfuhr, gibt es im Bekanntenkreis von Jennifer und Anita einige Frauen und Männer, die bei ihrer zweiten Hochzeit alternativ entschieden und nicht automatisch den Nachnamen des Mannes zum Familiennamen kürten. Hinsichtlich Nachnamen und Familienstruktur ergab sich bei G2 also der Eindruck, dass eine kleine Revolution, ein Umdenken bezüglich der Traditionen stattgefunden hat (vgl. BL 25.5.2021, 26.5.2021). Scheidungen sind normal und kein Tabu. Dadurch wird genauso die Wahl des Familiennamens hinterfragt. Weiterführend zeigt diese Generation im Vergleich zu G1 mehr Verständnis dafür, dass G3 häufiger alternative Familiennamen wählt und mit der Tradition bricht. Die Aussage „bei mir war das eben so, aber bei meinen Kindern kann ich mir das schon anders vorstellen“ (BL 25.5.2021, S.4) stammt aus einem spontanen, sehr tiefgreifenden Gespräch und fasst diese Entwicklung besonders treffend zusammen.

Das vermehrte Wechseln von Nachnamen bei Frauen dieser Generation hat zu einer tendenziellen Wertsteigerung des Vornamens geführt. Sowohl Männer als auch Frauen assoziieren ihren Vornamen mit ihrem Ich, ihrer Person. Laut den weiblichen Teilnehmerinnen spielen Nachnamen deswegen keine große Rolle für das Fortbestehen ihres Ichs, da ihr Vorname ihre wahre Person beschreibt (BL 25.5.2021; ITK Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Diese Priorität kann mit dem Sinnbild mehrerer Schwestern, die in jungen Jahren denselben Nachnamen tragen, derselben Generation angehören und für Fremde auch noch ähnlich aussehen, verglichen werden. Der Vorname sorgt hier für Abhilfe und erlaubt es flüchtigen Bekannten sie gedanklich schnell zuzuordnen (vgl. BL 25.5.2021; FN 3.11.2021). Auch Valentin verbindet sein Ich vor allem mit seinem Vornamen, würde seinen Nachnamen aber keinesfalls ändern, weil er „einfach dazugehört“ (ITK Valentin 14.1.2022). Hinsichtlich der Benennung von Kindern fällt der Ahnenbezug allmählich weg und ist nur mehr in außergewöhnlich hierarchisch geführten Familien ein Thema. Als Folge darauf dominiert die Namensästhetik die Vornamensgebung. Die Möglichkeit Spitznamen zu erfinden, wird teilweise schon im Vorhinein bewusst unterbunden, damit die Kinder auch wirklich die Namen tragen, die ihre Eltern für sie ausgesucht haben (BL 28.5.2021). Außerdem beginnt der Trend, versteckte Bedeutungen in gewisse Vornamen hineinzudeuteln. G2 legt also besonderen Wert auf Vornamen und das Ich, das damit angesprochen wird. Da für sie dies der wichtigste Aspekt in diesem Kontext ist, zeigt das untenstehende Prioritätendiagramm (Abb.3) Vornamen im Mittelpunkt der Graphik an.

Identität rückt an die zweite Stelle innerhalb der Übersicht, die die Wertzuschreibungen von G2 hinsichtlich Vornamen, Nachnamen und Identität veranschaulicht. Bei der Frage, was Identität tatsächlich bedeutet, gehen die Meinungen in G2 besonders stark auseinander. Zirka die Hälfte geht davon aus, dass Identität unveränderliche, persönliche Daten wie z.B. Name, Geburtsdatum, Wohnort etc. sind. Jene Art der Identität wird durch einen Ausweis oder eine Geburtsurkunde sogar

zum greifbaren Besitz und bleibt ein Leben lang gleich. Diese Meinung war unumstößlich und verkörpert das Sinnbild der westlichen Auffassung zu Person. Die andere Hälfte der Personen, die G2 entsprechen, verbinden Identität mit persönlichen Charakteristika sowie familiärer Prägung und Herkunft. Das Ich-Gefühl steht erneut im Vordergrund der angestellten Überlegungen. Obwohl Familie zwar einen einflussreichen Faktor in dieser Hinsicht verkörpert, gehen alle in G2 von der Ego-Identität aus (BL 25.5.2021; FN 23.11.2021; ITK Anita 11.1.2022, Valentin 14.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Die Divergenz und doch auffallende Überlappung beider Auffassungen von Identität (Administration/Ich-Gefühl) wurde im Satz einer Gesprächspartnerin besonders deutlich. Als ich sie fragte, ob eine Nachnamensveränderung etwas auslöst, antwortete sie entrüstet: „Es verändert sich schon etwas, aber doch nicht die komplette Identität“ (BL 25.5.2021).

Als Puffer zwischen den Generationen G1 und G3 ist bei der Scheidungsgeneration schließlich zu vermerken, dass sie den Schritt vom Familien- zum Einzelschicksal gewagt haben. Was die hier ausgewählten Personen aus G1 aufgrund der herrschenden gesellschaftlichen Vorgaben nicht gewagt hätten, führte G2 als normalen Lebenswandel in die Gesellschaft ein. Die Tatsache, dass Familienfeste in kleineren Kreisen abgehalten werden und auch sonst der Familienbegriff in der Zeitspanne zwischen G1 und G2 schon geschrumpft ist, nehmen Valentin, Jennifer und Anita bereits wahr (ITK Anita 11.1.2022, Valentin 14.1.2022, Jennifer 12.4.2022). Diese Tendenzen kommen deutlich aus den empirischen Daten hervor. Sie zeigen auf, dass Vornamen aus der Sicht der Scheidungsgeneration der höchste Stellenwert zuteil wird, die Ich-Identität zweitrangig ist und Nachnamen in ihrer Bedeutung abnehmen.

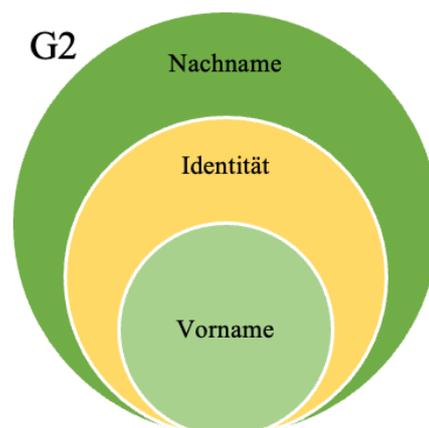


Abbildung 3: Prioritätendiagramm_G2

4.2.2.3 Generation 3

Im Idealfall ist die jüngste Generation dieser Studie durch die Unterstützung ihrer Eltern (G2) von den strengen Traditionen in G1 entkoppelt. Das Heiratsalter ist drastisch nach hinten

gerückt und mit Mitte 20 bereits früh angesetzt. Absolut alle Forschungsteilnehmer*innen aus G3 haben sich schon Gedanken darüber gemacht, wie sie mit ihrem Geburtsnamen umgehen würden, *falls* sie einmal heiraten sollten (FN 20.5.2021, 28.5.2021, 31.5.2021; ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). Die Möglichkeit der Ehe wird in der Theorie nur mehr aus romantischen Gründen wahrgenommen oder hat mit den gemeinsamen Kindern zu tun. Ein zwingender, zu erreichender Schritt im Leben scheint die Ehe nicht mehr zu sein (BL 20.5.2021, ITK Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). Auf legaler Ebene wurde mindestens eine patriarchale Tradition gekippt, da gleichgeschlechtliche Paare standesamtlich heiraten können. Für alle Befragten ist die Nachnamenswahl definitiv keine automatische, selbstverständliche Entscheidung mehr. Einige erwähnen, einfach nur gefragt werden zu wollen, ob sie den Nachnamen ihres*r Partner*in annehmen wollen, für viele kommt maximal ein Doppelname in Frage und wieder andere geben an, das Teilen eines Nachnamens generell absurd zu finden (BL 20.5.2021, 28.5.2021; FN 9.11.2021; ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). G3 tritt somit aktiv und bedacht an diese Wahl heran. Dadurch verlieren Nachnamen ihren patriarchalen Beigeschmack, gewinnen aber an Aufmerksamkeit und sentimentalem Wert. Mehrere der hier benannten ‚Individualitätskomplexler*innen‘ beziehen ihren Nachnamen nämlich stärker denn je auf ihre Familie (die Kernfamilie) und damit paradoxerweise gleichzeitig auf einen wesentlichen Teil ihres Selbst. Die meisten unter ihnen führen sich ihre Familie als ihre Basis vor Augen, schauen aber als Individuen in die Zukunft (BL 28.5.2021; ITK Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021). Obwohl Familiennamen dennoch merklich signifikanter für das Ich werden, sind sie stets durch ihren funktionellen Nutzen geprägt. Die gesellschaftliche Administration entlang des Vor- und Nachnamens bleibt bestehen. Immerhin feiern aber alternative Nachnamen in der Ehe große Erfolge.

Das Streben nach Einzigartigkeit, das in G3 sehr intensiv zu beobachten ist (vgl. u.a. BL 31.5.2021), hat den Nebeneffekt, den Vornamen in den gesellschaftlichen Fokus zu rücken. ‚Besondere‘ Namen mit umso ausgefalleneren Bedeutungen stehen stark im Trend. Und dennoch wünscht sich fast jedes Kind im Volksschulalter einfach nur ‚normal‘ zu heißen (BL 20.5.2021, 31.5.2021; ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Margit 2.11.2021, Robert 21.11.2021, Lou 26.11.2021, Anita 11.1.2022). Im Jugendalter wächst das Selbstbewusstsein und die Zufriedenheit hinsichtlich außergewöhnlicher Vornamen steigt. Aus einst ‚langweiligen‘ oder ‚zu braven‘ Vornamen wurden stabile ‚Klassiker‘. Seltene Vornamen lernten die Benannten im Erwachsenenalter zu schätzen (BL 20.5.2021, 31.5.2021). Kinder die andersartig heißen merkt man sich einfach schneller, meint Jennifer (ITK Jennifer 12.4.2022). Dies hat einen entscheidenden Vorteil auf *social media*. Dort gilt die Regel: wer gesehen werden will, muss

auffallen. Dies beginnt bereits beim Benutzernamen auf Instagram oder TikTok und folgt dem Prinzip der individuellen Eigenvermarktung. Wie bereits aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive beleuchtet (siehe Kapitel 1.1), stehen sich so die Ideologien des Individualismus und Kapitalismus näher denn je. Anders als die nützliche Auffälligkeit gewisser Vornamen soll ein bestimmter Aspekt davon schließlich doch in den Hintergrund rücken. Genderimplizite Namen werden vor allem von nicht-binären Personen als problematisch angesehen (FN 9.11.2021, 25.1.2022). Sie hindern eine Person daran, sich frei von Kategorisierung innerhalb der Gesellschaft zu entfalten. Diese Idee findet generellen Anklang in G3. Demnach machen sich viele junge Eltern darüber Gedanken, ihrem Kind (G4) eben kein Gender durch den Vornamen aufzuzwingen. Wie ich im Laufe der Forschung lernte, eignen sich hebräische Vornamen besonders gut dazu, Kinder ohne Genderzuweisung zu benennen (FN 24.11.2021). Dies macht wiederum nachdenklich, wie in anderen Sprachräumen, Religionen, oder Kulturkreisen mit dem Spezifikum (un)genderter Vornamen umgegangen wird. Es ist augenscheinlich, dass G3 Vornamen aktiv Relevanz zuschreibt. Aus dieser Perspektive unterscheiden sie sich klar von G1 und G2. Im Prioritätendiagramm (Abb.4) steht somit die Rangordnung zwischen Vor- und Nachnamen unmissverständlich fest.

Das Streben nach Einzigartigkeit in G3 tritt auch in anderen Belangen recht vorlaut in Erscheinung. Denn auch das Identitätskonzept besteht bei dieser Generation primär aus Individualität und Ego-Identität. Mehr als einmal ging dies mit dem Wunsch der Gesprächspartner*innen einher, „etwas aus sich zu machen“ (BL 31.5.2021). Dies steht mit Leistung, Bekanntheitsgrad und dem sogenannten guten Ruf in Verbindung (ebd.; BL 20.5.2021; ITK Oskar 22.11.2021). Somit stehen die Identitätsansichten von G3 im starken Kontrast zur tendenziell relationalen und familiär geprägten Auffassung von Identität in G1. Dies wirkt wie eine vereinfachte, entkontextualisierte Interpretation von (*in*)dividuality nach LiPuma (1998), welche die Tragweite dieses kulturell beeinflussten Fachbegriffs zu Person vergrößern könnte. Die Meinungen, ob Identität schließlich mehr als nur die Daten auf der Geburtsurkunde ist, gehen auch in G3 auseinander (vgl. ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021; FN 23.11.2021). Jede Interviewperson ließ sich dennoch in Gespräche darüber verwickeln, theoretisierte ausschweifend und bildete originelle Konzepte, um Identität auf seine*ihre eigene Art und Weise zu verstehen und auch zu erklären (ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021; GB S.21). Identität ist für sie längst kein Fremdbegriff mehr. G3 sieht darin Komplexität, Individualität und ständige Weiterentwicklung (ebd.). Durch sie verbindet sich das Innen mit dem Außen einer Person. Die Wechselwirkung dieser Wirklichkeitsräume schafft ein unvergleichbares Ich. Name gibt persönlicher Identität nur die

notwendige Alltagsfähigkeit, um als dieses Ich erkannt und dementsprechend angesprochen zu werden (ITK Quinn 9.3.2022). Identität symbolisiert für G3 die Essenz ihrer Person. Und doch befinden auch sie sich noch im Findungsprozess.

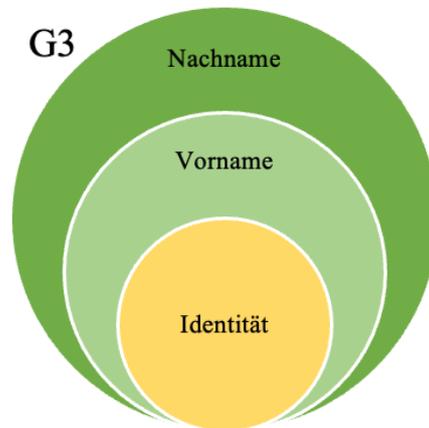
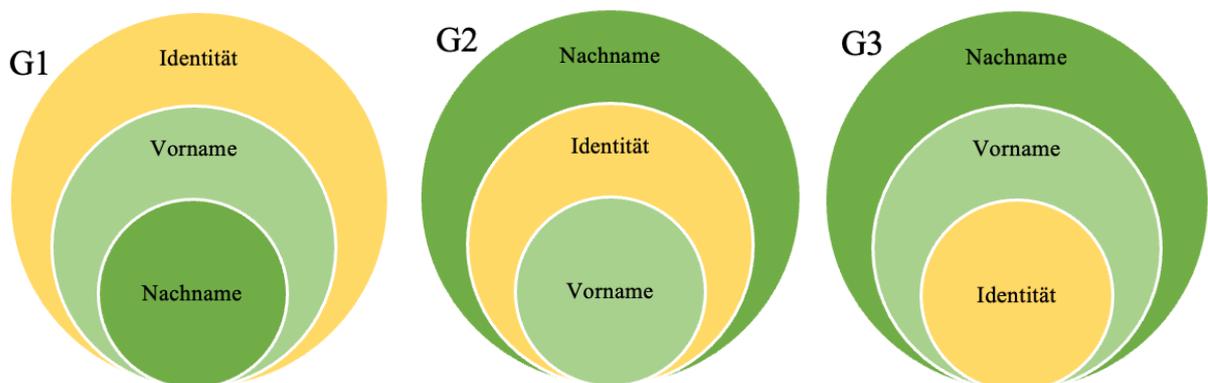


Abbildung 4: Prioritätendiagramm_G3

Im Überblick der Generationen Eins bis Drei wird deutlich, dass die Komponenten Vorname, Nachname und Identität innerhalb der BDST an Stellenwert gewinnen oder verlieren. Grund dafür ist ein Zusammenspiel an Lebensvoraussetzungen, Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung, Traditionen und gesellschaftlicher sowie familiärer Organisation etc. Erneut wird dadurch klar, dass Menschen aus anderen Nationen, mit abweichenden gesellschaftlichen Strukturen und unterschiedlichen Traditionen völlig anderen Voraussetzungen ausgesetzt sind. Deswegen nehmen sie Name und Identität wahrscheinlich anders wahr, als es hier beschrieben ist. Bezugnehmend auf die Aussagen der Forschungsteilnehmer*innen lässt sich in diesem Rahmen eine eindeutige, generationsspezifische Veränderung der Prioritätenverteilung feststellen. Die vereinfachte, graphische Darstellung davon klärt über diese Dynamik auf.



In der direkten Gegenüberstellung der Prioritätendiagramme von G1, G2 und G3 zeichnet sich ab, dass Identität (Gelb) sich von einer peripheren kaum vorhandenen Priorität in G1

sukzessive zum Kernthema von G3 entwickelt. Vorname und Nachname sind deswegen beide in Grünschattierungen angezeigt, da sie demselben, übergeordneten Konzept Name entsprechen. Im Gegensatz zu Identität verlieren Nachnamen bereits im ersten Generationensprung ihren prominenten Stellenwert und werden an den Rand des Prioritätendiagramms geschoben. Vornamen erleben eine weniger drastische Veränderung und schwanken demnach zwischen dem ersten und zweiten Platz.

Wie G1 bereits wahrgenommen hat, leisten alle Generationen einen mehr oder weniger bewussten Beitrag zur schrittweisen Transformation der vorangegangenen Erkenntnisse über Name und Identität. Wie also könnte die Reihung der Prioritäten in Zukunft aufgeteilt sein? Diese Überlegungen werden im folgenden Kapitel anhand einer hypothetischen G4 behandelt und in den Kontext gebracht.

4.3 Die G4-Hypothese

Ein ständiger Begleiter der objektiven Hermeneutik ist das Aufstellen von Hypothesen, um einer Struktur durch reine Vorstellungskraft die Möglichkeit der Entfaltung über die Grenzen der erhobenen Daten hinaus zu bieten (Mayring 2002, 124). Ein Gedankenexperiment in Form eines hypothetischen Szenarios soll überprüfen, ob der Generationswandel hinsichtlich des Stellenwertes von Namen und den Zugängen zu Identität auch bei einer bis dato nicht erwähnten Generation seine Struktur des fortschreitenden Prioritätenwechsels beibehalten würde. Mit vorangeschrittener Zeit könnte diese Hypothese dann in den Kontext realer Fakten eingebettet werden, um die BDST weiter zu formen. Diese ‚neuartige‘ Generation heißt G4, repräsentiert die Kinder von G3 und entspricht den Charakteristika, die durch die hier befragten Forschungsteilnehmer*innen vorgegeben sind. Zwar sind schon einige dieser Kinder geboren, leider aber sind diese noch zu jung, um sie aktiv in die Forschung einbinden zu können. Wie sich diese Generation demnach in Anbetracht ihrer Namen und Identität entfaltet, verbleibt ein hypothetischer Gedanke.

Ganz im Sinne der Weiterführung der BDST wird auch G4 entlang der Fixpunkte Vorname, Nachname und Identität untersucht und anhand des hypothetischen, generationenspezifischen Kontexts interpretiert. Dank der fiktiven Eigenschaften dieses Gedankenspiels ist positiv hervorzuheben, dass hier auf die tatsächliche Diversität der Österreicher*innen eingegangen werden kann. Außerdem sind Aspekte wie u.a. die Benennung eigener Kinder und Nachnamenswahl Ideen, die weit in die Zukunft blicken. Dennoch erlauben

es die bisherigen Erkenntnisse aus G1, G2 und G3 Ausblicke auf die Entwicklung von G4 zu geben.

Die stabilste Komponente im Übergang von G3 auf G4 ist sicherlich der Nachname. Nachdem Ehe schon in G3 ein kritisch beäugtes Lebensbündnis ist, bleibt dieser Trend mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in G4 bestehen. Schon in G3 ist es wegen der gesetzlichen Regelungen in Österreich relativ gut möglich, Kinder auch als unverheiratetes Paar oder als Alleinerzieher*in großzuziehen. Nachdem die Personen aus G4 nach diesem Beispiel (G3) aufwachsen, ist auch für sie Ehe keine zwingende Dringlichkeit mehr. Zumeist bekommt G4 dann den Nachnamen ihrer Mutter, führt einen Doppelnamen, oder die Entscheidung zur Vererbung des väterlichen Nachnamens wird vom Elternpaar statt vom Staat getroffen. Dies lässt sich mit Entschlossenheit voraussagen, da der Trend der automatischen, väterlichen Nachnamensvererbung auch international zurückgeht. In Ländern wie Italien, wo die Nachnamensgesetze bis vor Kurzem besonders streng und ausnahmslos zugunsten des Mannes durchgriffen, fand nun eine bedeutende Änderung im Familiengesetz statt. Der Verfassungsgerichtshof in Rom kippte den im Zivilschutzgesetzbuch verankerten Artikel, der besagte Neugeborene in Italien müssen den Nachnamen des Vaters erhalten. Die Begründung dafür ist Verfassungswidrigkeit. Fortan dürfen Mütter bestimmen, dass ihre Kinder allein ihren Familiennamen tragen (APA, 2022). In Österreich ist diese Möglichkeit bereits gegeben und die Annahme dieser Alternative zum väterlichen Familiennamen verbreitet sich immer weiter. Auch Doppelnamen könnten für die Debatte der Familiennamen bei Kindern eine spannende, inklusive und vor allem faire Lösung darstellen. Nachnamen werden demnach weiterhin ein Synonym für Herkunft sowie Administration und Zuordnung sein. Ich nehme an, dass vor allem Frauen in G4 nicht so häufig und selbstverständlich ihren Geburtsnamen verändern oder aufgeben werden wie in vorangegangenen Generationen. Trotz des natürlichen Wunsches nach Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit rückt der Nachname in G4 ins Licht der Individualität. Da ohne das unhinterfragte Annehmen eines Familiennamens und Aufgeben des anderen weniger Geburtsnamen ‚verloren gehen‘, könnten sich auch die Nachnamen in Österreich stärker durchsetzen, die nicht ‚typisch‘ sind und durch Migration zum Beispiel neue Wurzeln finden. Familiennamen, die aufgrund eindeutiger sprachlicher Assoziationen stereotypisch vorbelastet und angefeindet sind, könnten davon profitieren. Auch beispielsweise alteingesessene Adelsnamen würden Nachnamen, die anderen sozialen Schichten zugeschrieben werden, gleichgestellt. Denn wenn das Behalten des Geburtsnamens bei der Eheschließung oder das Erstellen von Doppelnamen bei der Familiengründung gesellschaftlich automatisiert ist und

neutral wahrgenommen wird, könnte eine unerwartete Nachnamensvielfalt aufkommen. In dieser Hinsicht sollte auch der Begriff Familienname generell neuformuliert werden und vermehrt die direkte Vererbung anstelle der Familie hervorheben. Wie bereits das Verhalten von G3 bestätigt, werden speziell Großfamilien kein fixer oder notwendiger Bestandteil mehr von Menschen sein, die nach 2010 geboren sind. Deswegen wird für jene selbstständiger werdenden Einzelpersonen der Vorname immer bezeichnender.

Nachdem schon in G3 viel davon gesprochen wurde, dass ausgefallene Vornamen auffällig, markant, einzigartig und deswegen wünschenswerter sind, ist auch bei G4 anzunehmen, dass sie eine große Rolle spielen. Vornamen wird in dieser Generation große Aufmerksamkeit zuteil. Der Fokus liegt dabei auf der Einzigartigkeit des Namens. Anderssprachige Vornamen oder moderne Neukreationen erlangen durch das Internet allgegenwärtige Präsenz und Beliebtheit. Deswegen sehen Eltern, die G4 angehören, wahrscheinlich eher davon ab, Vornamensvarianten zu vergeben, die als konservativ wahrgenommen werden, auf politische Figuren hinweisen oder religiöse Aspekte mit sich bringen. Die eindeutige Zuordnung der Vornamen zu Ethnien, Nationen, Religionen oder Sprachräumen ist zukünftig schwieriger und trägt positiv zur gesellschaftlichen Vermischung bei. Der Einsatz genderfluider Namen wird dafür immer selbstverständlicher und treibt diesen Trend voran. Bereits Eltern in G3 machten sich Gedanken darüber, dem Kind kein Gender durch den Vornamen vorzuschreiben (FN 24.11.2021). In G4 könnte sich das Vermeiden von Genderassoziationen bei Vornamen zur Normalität entwickeln. Ein schwedischer Kindergarten fasste diese Genderneutralität gezielt ins Auge und sorgte damit vor wenigen Jahren europaweit für Schlagzeilen. Schulen und Kindergärten sind in Schweden seitens des Staates dazu angehalten, stereotypischen Genderrollen entgegenzuwirken und die Erziehung genderneutral zu gestalten. Im Kindergarten Egalia nennen Erzieher*innen die Kinder deswegen vermehrt beim Vornamen, anstatt mithilfe genderspezifischer Pronomen über sie oder mit ihnen zu sprechen (Lübbers, 2019). Aufgrund dieser Voraussetzungen sehe ich zusätzlich zur Offenheit gegenüber Genderneutralität bei Vornamensfragen in G4 das Potenzial, bürokratische Vereinfachungen für Vornamensänderungen auf rechtlicher Ebene durchzusetzen. Während schon in G2 das Ich-Gefühl mit fast ausschließlich dem Vornamen verbunden wurde, stellt G4 sich im Umkehrschluss die Frage, ob ihr Vorname auch tatsächlich zu ihrem Ich passt. Freigewählte Pseudonyme oder Künstler*innennamen sind durch das gängige Lesen und Erfinden von online Benutzernamen nämlich omnipräsenter als so manche*r wahrzunehmen vermag. Der professionelle Aspekt, der hinter diesen Begriffen steht, ist auf *social media* im gleichen Maße gegeben wie z.B. bei Autor*innen, Musiker*innen oder Schauspieler*innen etc. Hierbei

steht G4 einer unbegrenzten Anzahl fantasievoller Namenskreationen gegenüber, die zu jeder Zeit geändert werden können. Trotzdem sind einprägsame Benutzernamen ebenso unverkennbar für die dazugehörige Internetpersona, wie ein Vorname für eine physisch reale Person¹⁰.

Fest steht, dass in G4 das Bewusstsein für Namen weiter verbreitet sein wird als zuvor. Wie in den Prioritätendiagrammen von G1 bis G3 ersichtlich ist, rückt Identität schrittweise ins Zentrum der Aufmerksamkeit und erlangt in G3 noch vor Vornamen und Nachnamen den höchsten sozialen Stellenwert. Insbesondere die Ich-Identität unterzieht sich in der Zeitspanne eines Lebens ständiger Veränderung, da sind sich die meisten Interviewees aus G2 und G3 einig (ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Lou 26.11.2021, Valentin 14.1.2022, Jennifer 12.4.2022.). Diese Kombination aus dem Bewusstsein für die voranschreitende Weiterentwicklung und die maßgeblich wachsende Bedeutung von Identität identifiziere ich als aktive Suche nach der Ich-Identität. Phänomene wie das Weltbürger*innentum und die längst bestehende Multikulturalität innerhalb nationaler Grenzen bringen Menschen davon weg, ihre Zugehörigkeit streng nach *Race*, Kultur, Ethnizität, Religion etc. zu bemessen. Darüber hinaus suggerieren ethnographische Studien die fortlaufende Weiterentwicklung der Idee von *personhood* und berichten über breitere Perspektiven auf diese Thematik (Fowler 2004, 11). Auch das beflügelt die individuelle Suche nach dem Selbst immer weiter. Insgesamt verkörpert für mich G4 also die Generation der Suchenden. Bei Findenden (vielleicht schon G5?) geht damit der Wunsch einher, das persönliche Ich auch passend zu benennen. Da das Konzept Identität keinen vordergründigen Zusammenhang mit Gender aufweist, werden dementsprechend Vornamen von Gender entkoppelt. Die Wahl unterschiedlicher Namen wird bewusster und differenzierter stattfinden.

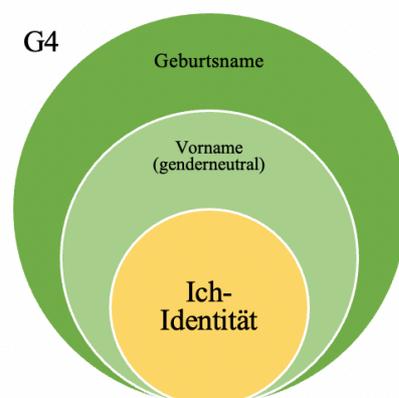


Abbildung 6: Prioritätendiagramm_G4.1

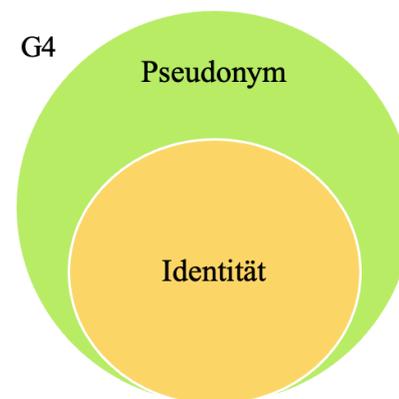


Abbildung 6: Prioritätendiagramm_G4.2

¹⁰ Wäre ein Unterscheiden zwischen privatem Namen und beruflichem Pseudonym der Schlüssel dafür, Erfolg in der Arbeitswelt vom persönlichen Lebenswandel zu trennen, um dadurch voreiligen Assoziationen bei Namen entgegenzuwirken?

Um den Vergleich zu den anderen Generationen sichtbar zu machen, ist auch für G4 eine graphische Darstellung der Prioritäten unabdingbar. Allerdings sind die zukünftigen Tendenzen von G4 in zwei verschiedenen Graphiken dargestellt. Die erste Möglichkeit (Abb.5) veranschaulicht eine äußerst plausible und detaillierte Reihenfolge der leicht abgewandelten Prioritäten namens Geburtsname, Vorname und Ich-Identität. Abb. 6 geht über die Verankerung der drei Fixpunkte hinaus und fusioniert die einstigen Komponenten Vorname und Nachname zum Begriff Pseudonym, dessen Bedeutung die Zweiteilung von Namen obsolet erscheinen lässt. Dieser Zusammenschluss wird von der Farbe Gelbgrün repräsentiert. Es deutet darauf hin, dass Namen (Grün) zukünftig mit Identität (Gelb) korrelieren und diese Konzepte sich teilweise bedingen könnten. Ob dieser Zusammenhang tatsächlich gesellschaftlichen Ausdruck in Pseudonymen findet, bleibt aufgrund der Durchführbarkeit fraglich.

Ein weiterer Gedanke befasst sich mit der Idee, dass Vornamen im Stellenwert steigen und Identität in ferner Zukunft überholen könnten. Ist die persönliche Identität einst entdeckt und darauffolgend ideal benannt, geht der Vorname der Ich-Identität repräsentativ voraus. So könnten Vornamen erneut (siehe G2) Identität als höchste Priorität des Individuums innerhalb einer Gesellschaft entthronen¹¹. Dies mag aus heutiger Sicht utopisch wirken. Wie die Bedeutungsstruktur des Generationswandels jedoch nahelegt, obliegt dieser Umschwung lediglich eben jenem Wandel der Zeit.

5 Conclusio

Ein Rückblick über den Verlauf der Studie und ihre Ergebnisse, soll die hier gestellte Forschungsfrage in aller Kürze beantworten. Welchen Aspekten in diesem Text keine Beachtung geschenkt wurde und welchen Nutzen die hier gewonnenen Erkenntnisse in der Praxis haben, erwähne ich in der darauffolgenden Diskussion. Es bleibt die Frage offen, wie die Vereinigung von Namen und Identität in der gesellschaftlichen Organisation durchführbar wäre. Schließlich verrät der Ausblick weitere Forschungsideen, die an die hier angeführte Thematik anknüpfen. Nur auf diese Art und Weise, durch reines Verstehen und das unermüdliche Stellen unbeantworteter Fragen ist es möglich, einschränkende Verhältnisse zu

¹¹ Zu diesem Prioritätenwechsel existiert absichtlich keine Graphik, da dessen Entwicklung wahrscheinlich viele Generationen lang braucht, um tatsächlich stattzufinden. Somit spielt sich das Szenario, in dem aufgrund des hohen Identitätsbewusstseins Vornamen Identität im höchsten sozialen Stellenwert ablösen, in zu ferner Zukunft ab und schließt nicht direkt an G4 an.

überwinden und sich für die konstante Weiterentwicklung unserer individuellen und kollektiven Lebensumstände zu entscheiden (Corbin In: Mey/Mruck 2011, 86).

5.1 Fazit

Die vorliegende Masterarbeit versucht sich dem Zusammenhang von Namen und Identität innerhalb einer qualitativen Sozialforschung ethnographisch anzunehmen. Im Zentrum dieser Studie steht die folgende Problematik: „Wie verändert sich der soziale Stellenwert von Namen in Österreich durch generationsspezifische Zugänge zu Identität?“. Diese Fragestellung ist ein Produkt des Forschungsprozesses selbst, der dank der methodischen Anlehnung an die *Grounded Theory Method* erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der Untersuchung genommen hat. Durch fortlaufende Abduktion während des Forschungsprozesses stehen demnach der Datenerhebungs- und der Analyseprozess unter dem Zeichen der Reziprozität (vgl. u.a. Strauss/Corbin 2014; Breidenstein et al. 2015; Bernard 2018).

Allem voraus gehen kultur- und sozialanthropologische Überlegungen zu den Prinzipien Name und Person. Das Kapitel mit historisch-regionalem Schwerpunkt hinsichtlich Namen und Identität in Österreich baut auf die Präsentation der Methoden auf, die die Rahmenbedingungen der empirischen Erhebung angibt und die Forschung kontextualisiert. Die Gesamtheit der Ergebnisse entfaltet sich schließlich in der Synthese und gibt so der erforschten Bedeutungsstruktur Form und Sinn.

Die ursprünglichste Form des ‚Menschseins‘ wird in der KSA mithilfe des Wortes *personhood* interpretiert. Fest steht, dass die Entwicklung und Wahrnehmung von *personhood* dem Einfluss unterschiedlicher Weltbilder unterliegt. Diese werden global in westliche und nicht-westliche Auffassungen aufgeteilt, welche sich ganz grundsätzlich voneinander unterscheiden. Auch das Konzept von Name ist kulturell geprägt und weist zusätzlich bedeutende Schnittstellen mit dem Prinzip der Person auf. Nur durch das Ineinandergreifen der Subjektivierung und Benennung ist es möglich, das Selbst einer Person im Detail zu untersuchen. Die dabei aufkommenden Fragen münden schließlich in Erkenntnissen zur persönlichen Identität.

Schon die Entstehungsgeschichte der Identitätsforschung bestätigt, dass es sich um ein heiß diskutiertes Phänomen handelt. Die besondere Eigenart von Identität ist ihre Interdisziplinarität und die weit verbreitete Annahme, den Begriff simpel deuten zu können (vgl. u.a. Erikson 1963; Marcia 1966; Côté 1996). Die Einflüsse der Psychologie, Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie haben für den hier besprochenen Forschungsgegenstand am meisten

Relevanz. Dennoch scheint die Suche nach dem sprichwörtlichen ‚gemeinsamen Nenner‘ unter den Disziplinen vergeblich. Das Konzept baut auf Individualität, wird aber auch im Kollektiv wahrgenommen und glänzt vor allem durch seine Flexibilität. Ich machte mir also die Tatsache zunutze, dass Identität sich lediglich durch die Akzeptanz ihrer Wandelbarkeit definieren lässt, wobei die unterschiedlichen Zugänge und mannigfaltigen Perspektiven der wahrnehmenden Personen für dieses abstrakte Konzept von essenzieller Bedeutung sind.

Name stellt das krasse Gegenteil zum Identitätsbegriff dar und konzentriert sich auf soziohistorisch gewachsene Tatsachen, die im Laufe der Zeit dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Dabei stehen die staatliche Administration sowie die gesellschaftliche Organisation in ständiger Verhandlung mit Traditionen, die eben jener Gesellschaft entspringen. Dies hinterlässt den Eindruck, dass Namen nach einem unpersönlichen Regelwerk funktionieren. Jüngste Forschungsansätze beziehen sich aber auf den Akt des Benennens und des namentlichen Anrufens einer Person (vgl. Villa 2010; Jagiela/Gebus 2015). Damit eröffnen sie die Thematik des namentlichen Subjektivierungsprozesses und stellen zur Debatte, ob persönliche Namen mit dem individuellen Mensch-Sein einhergehen. In diesem eher philosophisch-psychologischen Teilbereich der Namens- und Identitätsforschung entfaltet sich die erste Schnittstelle in der Gegenüberstellung beider Konzepte.

Nachdem der intensive Perspektivenwechsel das Thema Identität dominiert und der allgemeine Umgang mit Namen vermehrt von gesellschaftlichen Dynamiken anhängt, bot es sich im methodischen Vorgehen an, auf heterogene Untersuchungswerkzeuge zu setzen. Zehn formelle, narrativ-unstrukturierte Interviews mit mir bekannten Personen erwiesen sich neben zahlreichen informellen Gesprächen und Beobachtungen als unverzichtbar. Die diskursive Dominanz im Methodenrepertoire verfolgte zu jeder Zeit einen offenen Gesprächsstil. Interviewvorbereitungen in Form von autoethnographischen Reflexionen erleichterten das Eingehen auf spezifische Interessenspunkte. Das persönliche Naheverhältnis der Forscherin zu den eigens ausgewählten Interviewees sorgte für eine tendenziell homogene Befragungsgruppe und brachte damit automatische Einschränkung hinsichtlich der Diversität des Teilnehmer*innenpools mit sich. Dennoch förderte das große Vertrauenspotenzial zwischen Interviewerin und Interviewee in Anbetracht des sehr persönlichen Themenfeldes die Schilderung der jeweiligen Erfahrungen, eigenen Meinungen und Gefühle. Die Emotionen zu beschreiben, die beispielsweise bei Benennung, Namensänderung oder in verschiedenen Identitätsstadien vorkommen könnten, entpuppte sich als unüberwindbare Schwierigkeit. Dies zwang mich von der ethnographischen Erforschung des individuellen Identitätserlebnisses im Zusammenhang mit Namen abzusehen.

Dank der Einteilung der Interviewees in drei aufeinanderfolgende Generationszusammenhänge (vgl. Mannheim 2017), registrierte ich stattdessen strukturelle Regelmäßigkeiten, die auch bei den informellen Gesprächen auffällig wurden. Diese bezogen sich auf altersspezifische Ansichten auf Traditionen, Familienstruktur, alternative Nachnamensvarianten, nicht-binäre Vornamen, das Wissen über Identität und das Streben nach Individualität. Die Zugänge und Wertzuschreibungen zu eben jenen Leitmotiven wiesen signifikante, generationsspezifische Unterschiede auf und orientierten sich an einer systematischen Prioritätenreihenfolge. Um diese Struktur angemessen zu beschreiben und sie weiter deuten zu können, war ein Wechsel des Analyseverfahrens von der GTM zu einer partiellen Anwendung der objektiven Hermeneutik erforderlich (Mayring 2002). In diesem Sinn war keines der angewendeten Forschungsparadigmen für das Gesamtbild der Studie entbehrlich, sondern ihr Ineinandergreifen essenziell (Hildenbrand 2004; Lueger/Froschauer 2020).

Um die Funktion der neu gebildeten Bedeutungsstruktur „Generationswandel“ im Detail wiederzugeben, ist es vorab unabdingbar, die Dynamik zwischen den drei Variablen familiäre/gesellschaftliche Organisation, Identität und Name zu erklären. Dadurch, dass die familiäre/gesellschaftliche Organisation dem stetigen Wandel der Zeit sowie kulturellem Einfluss unterliegt, verkörpert sie eine chronologische Komponente innerhalb des Netzwerks. Diese manipuliert das Wissen über Identität und den Zugang dazu. Bei starkem familiärem Zusammenhalt ist die Wahrnehmung der kollektiven Identität intensiviert und der Familienname tritt in Kraft. Schwindet die Dominanz der Familie, so betont die Einzelperson in der Regel ihre Ich-Identität. Diese steht mit dem Vornamen in Verbindung. Zusammengefasst steuert der soziale Stellenwert von Identität die Funktion von Namen in der Gesellschaft durch das Hervorheben oder Abwerten von Vor- und Nachnamen (siehe Abb.1).

Innerhalb der Bedeutungsstruktur selbst sind die eben angesprochenen Variablen in detaillierte Einzelteile aufgesplittet. Der Wandel der Zeit wird von den Generationen Eins bis Drei verkörpert (G1 vertritt die ältesten Interviewees, G3 die jüngsten). Sie sind repräsentativ für die generationsspezifischen Lebensumstände und wirken als kontextuelle Interpretationsgrundlage in chronologischer Reihenfolge auf drei weitere Komponenten ein. Die inhaltliche Analyse erfolgt entlang der Fixpunkte Vorname, Nachname und Identität. Sie werden im zeitlich spezifischen Kontext jeder Generation untersucht.

Die Daten bringen hervor, welchem der drei Fixpunkte in welcher Generation die höchste soziale Relevanz zugeschrieben wird (siehe Prioritätendiagramme, Abb. 2-4). So vertritt der

Nachname in G1, der ‚Kriegsgeneration‘, die Position des höchsten gesellschaftlichen wie auch individuellen Stellenwertes. Identität scheint von peripherem Belang zu sein. Obwohl G2 stark von ihren Eltern (G1) geprägt ist, schreiben sie den drei Fixpunkten jeweils andere Stellenwerte zu. Hier führt Vorname die Abfolge der Prioritäten an. Nachnamen hingegen wird am wenigsten sozialer Wert beigemessen. G3 charakterisiert eine Generation, dessen Streben nach Individualität vermeintlich zum Komplex wird. Für sie entspricht Identität im zeitlichen Überblick sowie im Vergleich zu Vornamen und Nachnamen der obersten Priorität. Wie in G2, nimmt auch G3 Nachnamen als am wenigsten wichtig wahr.

Um die Struktur bezüglich der Entwicklung von Namen und Identität im Generationenüberblick kontinuierlich auf die Probe zu stellen, sind Gedankenexperimente als Teil der objektiven Hermeneutik von großer Wirksamkeit. Durch das Ausdenken hypothetischer Szenarien in diesem Belang kann die figurative Stabilität der Bedeutungsstruktur überprüft und ihre Grenzen getestet werden. Im Hinblick auf den Generationswandel bestätigt die G4-Hypothese das Fortlaufen der Struktur in der Zukunft. Demnach entwickelt sich die Identität im Prioritätenüberblick zur Ich-Identität und Vornamen konzentrieren sich nicht mehr auf binäre Genderkategorien. Der Einfluss von Vornamen mit unterschiedlichem Entstehungshintergrund (siehe Religion, Sprachraum, Ethnizität) spielt eine zunehmend große Rolle. Nachnamen können zwar noch als Familiennamen bezeichnet werden, beziehen sich aber auf eine konsequent kleiner werdende Auffassung von Familie. Durch den schwindenden sozialen Stellenwert von Nachnamen, werden diese also wieder auf ihre ursprüngliche, administrative Funktion reduziert und stereotypisch vorbelastete Namen dadurch gesellschaftlich wertfrei (siehe Abb.5, 6).

Da sich Vornamen dem Identitätsbegriff sogar in der Praxis annähern, werden sie heutzutage als besonders wichtig hervorgehoben. Nachnamen entsprechen dem Gegenteil und verlieren durch ihren eingeschränkten, administrativen Nutzen an Stellenwert. Der Zusammenhang von Identität und gesellschaftlicher Administration durch Namen tritt hier stärker denn je in den Vordergrund. Bromberger formuliert für diese Wechselwirkung eine unmissverständliche Regel: „*The better they classify the less they identify*“ (zit. In: Tesone 2011, 58). Doch in der Bedeutungsumkehr dieser Lehre findet sich ein gegenteiliger Grundsatz wieder: *The less they classify the better they identify*. Dies bringt den zukünftigen Verlauf der BDST „Generationswandel“ auf den Punkt.

5.2 Diskussion und Ausblick

Ein hier wenig diskutierter Gegenstand ist die Generalisierbarkeit der ausgewerteten Tendenzen, die ich den Aussagen der Forschungsteilnehmer*innen entnahm. Sie beruht auf der Verlässlichkeit der Bedeutungsstruktur und der Anzahl der beforschten Personen. Zweifelsohne gelingt auch eine Vorhersage der Verhältnisse von Namen und Identität für die Generationen G4 oder gar G5 noch präziser, wenn mehr Teilnehmer*innen in die Forschung integriert werden. Ein entscheidender Vorteil der eingeschränkten Zahl der formell befragten Interviewees ist jedoch die persönliche Nähe, der bereits bestehende Bekanntschaftsgrad und das Vertrauen zwischen der Forscherin und den Forschungsteilnehmer*innen. Diese Basis garantiert den uneingeschränkten Zugang zu ‚ehrlichen‘ Meinungen und kann Abweichungen durch eventuelle Unsicherheiten der Gesprächspartner*innen leichter ausschließen. Nichtsdestotrotz würde auch hier eine gesteigerte Heterogenität der Befragten durch das Einbringen von Menschen mit Migrationshintergrund, unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten, Bezug zu anderen Ethnien, *Races* oder Kulturen und diversen Gesellschaftsschichten etc. zu einer lückenloseren Generalisierbarkeit beitragen. Für dieses Unterfangen müsste jedoch die weltweit variierende Auffassung von Person und Name aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive (siehe Kapitel 1.1) passend miteinbezogen werden um Ethnozentrismus vorzubeugen. Die hier angeführte Ethnographie ist dennoch ein Anreiz im kleinen Format für größer angelegte Studien, die über die Möglichkeit verfügen, bedeutend mehr Menschen zu befragen und auch so die Generationenspanne weiter zu öffnen. Worauf in dieser Masterarbeit kein Fokus gelegt werden konnte, war das Herleiten einiger hier präsentierter Tendenzen. Obgleich das Fragewort „Warum“ sich mir im Analyseprozess des Öfteren in den Weg stellte, ließ es der sowohl zeitlich als auch inhaltlich festgelegte Forschungsrahmen nicht zu auf spezifische Details einzugehen. So bleibt die Frage offen, wovon es abhängt, dass für manche Menschen Identität nicht mehr als persönliche Daten auf einer staatlichen Urkunde ist. Warum halten wiederum andere Identität für ein so mystisches, unbeschreibliches Konzept, dass sie es kaum in Worte fassen können? Der Mittelweg beider Zugänge zu Identität (Bürokratie und Wahrnehmung zugleich) ist auch jener, der die einzig mögliche Lösung für die Durchführbarkeit der administrativen Vereinigung von Namen und Identität darstellt. Nachdem die G4-Hypothese bereits einige vage Ideen dafür präsentiert, ist dennoch unklar, ob und in welcher Form eine Inklusion des Identitätsbegriffs in die Organisation von Gesellschaften überhaupt stattfinden kann. Um diese Überlegungen jedoch in die Tat umzusetzen, muss erst die grundlegendste aller Fragen geklärt werden: Ist ein

persönlicher Name ein Menschenrecht? Dieser Gedanke mag überzogen weit gefasst erscheinen, kam aber bei Interviewees, die sich zum ersten Mal mit dem Zusammenhang von Namen und Identität auseinandersetzten, wiederholt zur Sprache (u.a. ITK Robert 21.11.2021, Oskar 22.11.2021, Jennifer 12.4.2022). Denn Individuen werden erst zu Subjekten, wenn sie in die Sprache eingeführt werden (Butler 2001, 8 zit. In: Villa 2010, 151). Demnach drängt sich die Annahme auf, dass Menschen erst zu Personen werden, wenn sie in das gesellschaftliche System des sprachlichen Anrufens durch Namen inkludiert sind.

Wie der Titel der Arbeit „[N]omen“, nach dem Sprichwort „*Nomen est Omen*“, schon zu Beginn andeutet, soll der bezeichnende Wert von Namen in den Vordergrund rücken. Dass ein Name nicht nur notwendig, sondern wesentlich ist, um in den meisten Gesellschaftssystemen teilhaben zu können, ist offensichtlich. Als persönlich stimmig identifizierte Namen tragen darüber hinaus wie selbstverständlich zum Wohlbefinden einer Person bei. Mit der konstanten Steigerung des allgemein verbreiteten Identitätsbewusstsein tut sich hier die Chance auf, Namen noch spezifischer auf Personen abzustimmen und damit deren Zufriedenheit und Selbstwert zu fördern. Doch anstatt ausschließlich auf administrative Schwierigkeiten zu stoßen, ist es das westliche Moralverständnis und fälschliche Traditionsbewusstsein der österreichischen Gesellschaft, die Personen daran hindern, ihrem Selbst den optimalen Ausdruck zu verleihen. Dies ist ein Nährboden für voreilige, stereotypische Kategorisierungen, die schon seit langem stark kritisiert werden. Je mehr Personen sich somit aus gesellschaftsorganisatorischer Sicht einer offenen, unvoreingenommenen Perspektive anschließen, desto schneller wächst das Potenzial alle Arten von Identität beim Namen nennen zu können, um sie dadurch ausnahmslos in der Gesellschaft willkommen zu heißen.

6 Quellenverzeichnis

6.1 Bibliografie

- Anderson, Leon. 2006. „Analytic Autoethnography.“ *Journal of Contemporary Ethnography*, 35(4): 373-95.
- Balzer, Marjorie Mandelstam. 1981. „Rituals of gender identity: markers of Siberian Khanty ethnicity, status, and belief.“ *American Anthropologist*, 83(4): 850-67.
- Bamberger, Joan. 1974. „Naming and the Transmission of Status in a Central Brazilian Society.“ *Ethnology*, 13(4): 363-78.
- Bernard, H. Russell. 2018. *Research Methods in Anthropology: Qualitative and Quantitative Approaches*. 6. Aufl., Lanham: Rowman & Littlefield.
- Block, Jack. 1961. „Ego identity, role variability, and adjustment.“ *Journal of Consulting Psychology*, 25: 392-97.
- Blumer, Herbert. 1981. „Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus.“ In: *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), 5. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag, 80-146.
- Bourne, Edmund. 1978. „The State of Research on Ego Identity: A Review and Appraisal. Part I.“ *Journal of Youth and Adolescence*, 7(3): 223-51.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris. 2015. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. 2. Aufl., Stuttgart/Konstanz: UTB GmbH UVK.
- Brightman, Joan. 1994. „Why Hillary chooses Rodham Clinton.“ *American Demographics*, 16: 9-11.
- Bronson, Gordon W. 1959. „Identity diffusion in late adolescents.“ *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 59: 414-17.
- Brubaker, Rogers/Cooper, Frederick. 2000. „Beyond ‘Identity‘.“ *Theory and Society*, 29(1): 1-47.
- Butler, Judith. 2007. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Clarke, Adele E. 2014. „Feminism, Grounded Theory and Situational Analysis Revisited.“ In: *Handbook of Feminist Research: Theory and Praxis*. Nagy, Sharlene (Hrsg.), Thousand Oaks: Sage.
- Comaroff, John L./Comaroff, Jean. 2009. *Ethnicity, Inc.* Chicago, Ill. [u.a.]: Univ. of Chicago Press.
- Côté, James E. 1996. „Sociological Perspectives on Identity Formation: The Culture-Identity Link and Identity Capital.“ *Journal of Adolescence* (London, England.), 19(5): 417-28.
- Côté, James E./Levine, Charles. 2002. *Identity Formation, Agency, and Culture: a Social Psychological Synthesis*. Mahwah, N.J.: L. Erlbaum Associates.
- D'Alisera, JoAnn. 1998. „Born in the USA: Naming Ceremonies of Infants Among Sierra Leoneans Living in the American Capital.“ *Anthropology Today*, 14(1): 16-18.

- Dilthey, Wilhelm. 1900. *Die Entstehung der Hermeneutik*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Emens, Elizabeth F. 2007. „Changing Name Changing: Framing Rules and the Future of Marital Names.” *The University of Chicago Law Review*, 74(3): 761-863.
- Erikson, Erik H. 1963. *Childhood and society*. New York, NY: Norton.
- Finke, Peter/Sökefeld, Martin. 2018. „Identity in Anthropology.” In: *The International Encyclopedia of Anthropology*. Oxford, UK: John Wiley & Sons, Ltd.
- Forbes, Gordon B./Adams-Curtis, Leah E./White, Kay B./Hamm, Nicole R. 2002. „Perceptions of Married Women and Married Men with Hyphenated Surnames.” *Sex Roles*, 46(5): 167-75.
- Fowler, Chris. 2004. *The Archaeology of Personhood: An Anthropological Approach*. London/New York: Routledge.
- Girtler, Roland. 2001. *Methoden der Feldforschung*. 4. Aufl., Stuttgart/Köln [u.a.]: UTB GmbH Böhlau.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. 1967. *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. 1. Aufl., Chicago, Ill. [u.a.]: Aldine.
- Granger, Gilles. 1982. „A quoi servent les noms propres? [Of what use are proper names?].” *Revue Langages*, 66: 21-36.
- Grant, Ruby. 2021. *Sexual Citizenship and Queer Post-Feminism: Young Women's Health and Identity Politics*. Abingdon, Oxon/New York, NY : Routledge.
- Grotevant, Harold D./Thorbecke, William/Meyer, Margaret L. 1982. „An Extension of Marcia's Identity Status Interview into the Interpersonal Domain.” *Journal of Youth and Adolescence*, 11(1): 33-47.
- Gruen, Walter. 1960. „Rejection of false information about oneself as an indication of ego identity.” *Journal of Consulting Psychology*, 24: 231-33.
- Hall, Stuart. 1996 „Introduction: Who needs ‘Identity‘?” In: *Questions of Cultural Identity*, Hall, Stuart/Du Gay, Paul (Hrsg.), London: Sage.
- Hecht, Michael. L. 1993 „2002 - a research odyssey: Toward the development of a communication theory of identity.“ *Communication monographs*, 60(1): 76-82.
- Hildenbrand, Bruno. 2004. „Gemeinsames Ziel, verschiedene Wege: Grounded Theory und Objektive Hermeneutik im Vergleich.“ *Sozialer Sinn*, 5(2): 177-94.
- Hoffnung, Michele. 2006. „What's in a Name? Marital Name Choice Revisited.” *Sex Roles*, 55(12): 817-25.
- Jagięła, Jarosław/Gębuś Dorota. 2015. „What's In a Name? Name Giving, Identity, and Script Formation.” *Transactional Analysis Journal*, 45(3): 217-27.
- Knotts, H. Gibbs/Wofford, Claire B./Griesedieck, Catherine G. 2018. „The Politics of Marital Name Change.” *The Social Science Journal* (Fort Collins), 55(4): 510-16.
- Krell, Claudia/Lamnek, Siegfried. 2016. *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Kristensen, Guro K./Ravn, Malin N. 2015. „The Voices Heard and the Voices Silenced: Recruitment Processes in Qualitative Interview Studies.” *Qualitative Research: QR*, 15(6): 722-37.

- Kvale, Steinar. 1999. *InterViews: an Introduction to Qualitative Research Interviewing*. Thousand Oaks, Calif. [u.a.]: Sage Publ.
- La Fontaine, Jean S. 1985. „Person and individual: some anthropological reflections.” In: *The category of the person. Anthropology, philosophy, history*. Carrithers, Michael/Collins, Steven/Lukes, Steven (Hrsg.), Cambridge: Cambridge University Press. 1997 [1985], 123-40.
- Laskowski, Kara A. 2010. „Women's Post-Marital Name Retention and the Communication of Identity.” *Names*, 58(2): 75-89.
- Lawler, Steph. 2014. *Identity: Sociological Perspectives*. 2. Aufl., Cambridge [u.a.]: Polity Press.
- Lévi-Strauss, Claude. 2020 [1947]. *Les structures élémentaires de la parenté*. 2. Aufl., Berlin/Boston: De Gruyter Mouton.
- . 1962. *La Pensée Sauvage*. Paris: Plon.
- . 1977 [1975] *Der Weg der Masken*. Deutsch, 1. Aufl., Frankfurt am Main: Insel-Verlag.
- Lienhardt, Godfrey. 1985. „Self: public, private. Some African representations.” In: *The category of the person: Anthropology, philosophy, history*. Carrithers, Michael/Collins, Steven/Lukes, Steven (Hrsg.), Cambridge: Cambridge University Press. 1997 [1985], 141-55.
- Linsberger, Axel. 2012. „Namenrechtliche Anfänge in Österreich: Frühe Regelungen Zu Namenwahl, Namenführung, Namenwechsel und Namensschreibung von Ruf- und Familiennamen.“ *Onoma*, 47: 203-22.
- LiPuma, Edward. 1998. „Modernity and Forms of Personhood in Melanesia.” In: *Bodies and Persons: Comparative Views from Africa and Melanesia*. Strathern, Michael/Lambek, Andrew (Hrsg.), Cambridge: Cambridge University Press, 53-79.
- Lloyd, Moya. 2005. *Beyond Identity Politics*. London: Sage.
- Lobe, Mira/Weigel, Susi. 1972. *Das kleine Ich bin Ich*. Wien: Jungbrunnen.
- Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike. 2020. *Das qualitative Interview: zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. 2. Aufl., Wien: UTB.
- Luhmann, TM. 2015. „Identity in Anthropology.” *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, 11: 532-36.
- Macintyre, Martha. 1995. „Violent Bodies and Vicious Exchanges: Objectification and Personification in the Massim.“ *Social Analysis*, 37: 29-43.
- Malinowski, Bronislaw. 1978. *Argonauts of the Western Pacific: an Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea*. London: Routledge & Kegan.
- Mallett, Shelley. 2003. *Conceiving Cultures: Reproducing People and Places on Nuakata, Papua New Guinea*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Mannheim, Karl. 2017. „The Problem of Generations.” *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 69: 81-119.
- Marcia, James E. 1966. „Development and Validation of Ego-Identity Status.” *Journal of Personality and Social Psychology*, 3(5): 551-58.

- Mauss, Marcel. 1985 [1938]. „The category of the human mind: the notion of the person; the notion of the self.” In: *The category of the person. Anthropology, philosophy, history*. Carrithers, Michael/Collins, Steven/Lukes, Steven (Hrsg.), Cambridge: Cambridge University Press. 1997 [1985], 1-25.
- Mayring, Philipp. 2002. *Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 5. Aufl., Weinheim [u.a.]: Beltz.
- McCall, Leslie/Orloff, Ann S. 2017. „The Multidimensional Politics of Inequality: Taking Stock of Identity Politics in the U.S. Presidential Election of 2016.” *The British Journal of Sociology*, 68(1): 34-56.
- McGowan, Todd. 2020. *Universality and Identity Politics*. New York: Columbia University Press.
- Mey, Günter/Mruck, Katja. 2011. *Grounded Theory Reader*. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Molino, Jean. 1982. „Le nom propre dans la langue [The proper name in speech]“ . *Langages*, 66: 5-20.
- Morgan, Lewis Henry. 1997 [1871]. *Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family*. 1. Aufl., Washington, DC/Lincoln, Nebraska: University of Nebraska Press.
- Oevermann, Ulrich. 2013. „Objektive Hermeneutik als Methodologie der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt.” In: *Reflexive Wissensproduktion*. Langer, Phil C./Kühner, Angela/ Schweder, Panja (Hrsg.), Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 69-98.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen. 1979. „Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften.“ In: *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), Stuttgart: Metzler, 352-434.
- Pilcher, Jane. 2017. „Names and ‘Doing Gender’: How Forenames and Surnames Contribute to Gender Identities, Difference, and Inequalities.” *Sex Roles*, 77(11): 812-22.
- Pina-Cabral, João De. 2015. „Names and Naming.” In: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, 16(2), Elsevier Ltd: 183-87.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika. 2014. *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 2. Aufl., München: Oldenbourg.
- Rapport, Nigel. 2012. „The Interview as a Form of Talking-partnership: Dialectical, Focussed, Ambiguous, Special” In: *The Interview*. Skinner, Jonathan. 49. Aufl., London: Taylor & Francis Group, 53-68.
- Rasmussen, Jens E. 1964. „The relationship of ego identity to psychosocial effectiveness.” *Psychological Reports*, 15: 815-25.
- Reed-Danahay, Deborah E. 1997. *Auto/ethnography: Rewriting the Self and the Social*. 1. Aufl., Oxford [u.a.]: Berg.
- . 2009. „Anthropologists, Education, and Autoethnography.” *Reviews in Anthropology*, 38(1): 28-47.
- Ronald, Kate/Ritchie, Joy. 2001. „‘The Combahee River Collective Statement‘ (1977).” In: *Available Means*. University of Pittsburgh Press.

- Rose, Nikolas. 1996 „Identity, Genealogy, History” In: *Questions of Cultural Identity*. Hall, Stuart/Du Gay, Paul (Hrsg.), London: Sage.
- Russell, Bernard H. 2018. *Research Methods in Anthropology: Qualitative and Quantitative Approaches*. 6. Aufl., Lanham: Rowman & Littlefield.
- Saussure, Ferdinand/Charles Bally. 1931. *Cours de linguistique générale*. 3. Aufl., Paris: Payot.
- Schafer, Roy. 1992. *Retelling a Life: Narration and Dialogue in Psychoanalysis*. New York: Basic Books.
- Schneider, Wolfgang L. 2009. *Grundlagen der soziologischen Theorie: Band 3: Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie*. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- Schwartz, Seth J. 2001. „The Evolution of Eriksonian and, Neo-Eriksonian Identity Theory and Research: A Review and Integration.” *Identity* (Mahwah, N.J.), 1(1): 7-58.
- Scott, James C. 1998. „Cities, People, and Language” In: *Seeing like a State: How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*. New Haven: Yale University Press, 53-83.
- Scott, James C./Tehranian John/Jeremy Mathias. 2002. „The Production of Legal Identities Proper to States: The Case of the Permanent Family Surname.” *Comparative Studies in Society and History*, 44(1): 4-44.
- Shafer, Emily F. 2017. „Hillary Rodham Versus Hillary Clinton: Consequences of Surname Choice in Marriage.” *Gender Issues*, 34(4/12): 316-32.
- Shafer, Emily F./Christensen, MacKenzie A. 2018. „Flipping the (Surname) Script: Men’s Nontraditional Surname Choice at Marriage.” *Journal of Family Issues*, 39(11): 3055-74.
- Shweder, Richard A./Bourne, Edmund J. 1984. „Does the concept of the person vary cross-culturally?” In: *Culture Theory: Essays on Mind, Self, and Emotion*. Shweder, Richard A./LeVine, Robert A. (Hrsg.), Cambridge: Cambridge University Press, 158-99.
- Sidhu, David M./Pexman, Penny M. 2015. „What's in a Name? Sound Symbolism and Gender in First Names.” *PloS One*, 10(5).
- Skinner, Jonathan. 2012. *The Interview*. 49. Aufl., London: Taylor & Francis Group.
- Stevens, Richard. 2008. *Erik H. Erikson: Explorer of Identity and the Life Cycle*. 1. Aufl., Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Strathern, Marilyn. 1988. *The Gender of the Gift*. Berkeley: University of California Press.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet. 2014. *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Sage Publications.
- Strübing, Jörg. 2006. „Wider die Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik: eine Replik auf Bruno Hildenbrand.“ *Sozialer Sinn*, 7(1), 147-57.
- Sudnow, David. 1978. *Ways of the hand*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Suter, Elizabeth A. 2004. „Tradition Never Goes Out of Style: The Role of Tradition in Women's Naming Practices.” *The Communication Review* (Yverdon, Switzerland), 7(1): 57-87.
- Tesone, Juan E. 2011. *In the Traces of Our Name*. 1. Aufl., London: Routledge.

- Van Hollen, Cecilia. 1994. „Perspectives on the Anthropology of Birth.” *Culture, Medicine and Psychiatry*, 18(4): 501-12.
- Villa, Paula-Irene. 2010. „Poststrukturalismus: Postmoderne + Poststrukturalismus = Postfeminismus?“ In: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.), 3. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, 146-57.
- Wallace, Anthony. 1965. „Driving to work.” In: *Context and meaning in cultural anthropology*. Spiro, Melford E. (Hrsg.), New York: Free Press, 277-92.
- Warren, Sarah D. 2012. „Latin American Identity Politics: Redefining Citizenship.” *Sociology Compass*, 6(10): 833-44.
- Yuval-Davis, Nira. 2010. „Theorizing Identity: Beyond the ‘us’ and ‘them’ Dichotomy.” *Patterns of Prejudice*, 44(3): 261-80.
- Zurcher, Louis A. 1983. *Social roles: Conformity, conflict, and creativity*. Beverly Hills: Sage.

6.2 Internetquellen

- APA. 2022. „Italien: Kinder dürfen auch Familienname der Mutter bekommen.“ In: *Der Standard* (28.4.2022) <<https://www.derstandard.at/story/2000135264355/italien-kinder-duerfen-auch-familiennamen-der-mutter-bekommen>> [4.7.2022].
- Ebner, Ulla. 2021. „Die vielen ‘Ichs’ und ihre gesellschaftliche Sprengkraft (1-4)“ In: *Radiokolleg, Oe1* (22.-24.11.2021) <https://oe1.orf.at/team/ulla_ebner> [25.11.2021].
- „Gesetzliche Gründe für eine Änderung des Vornamens“. 2021. In: *österreich.gv.at*. <https://www.oesterreich.gv.at/themen/dokumente_und_recht/namensaenderung/1/Seite.1120800.html> [25.1.2022].
- „Identifizierung“ & „Identität“. 2021. In: *DWDS- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache* <<https://www.dwds.de/wb/Identifizierung>> [13.1.2022].
- Lübbers, Norbert. 2019. „Schweden: Geschlechtsneutrale Erziehung.“ In: *Weltspiegel, Das Erste* (12.9.2019, 09:32) <<https://www.daserste.de/information/politik-weltgeschehen/weltspiegel/sendung/schweden-geschlechtsneutrale-erziehung-100.html>> [4.7.2022].
- Mittendorfer, Elisabeth. 2018. „Warum kaum ein Mann den Namen seiner Frau annimmt.“ In: *Kurier online* (8.5.2018) <<https://kurier.at/leben/warum-kaum-ein-mann-den-namen-seiner-frau-annimmt/400031881>> [19.1.2022].
- „Namensänderung im Zusammenhang mit Eheschließung“. 2021. In: *österreich.gv.at*. <https://www.oesterreich.gv.at/themen/familie_und_partnerschaft/heirat/3/Seite.070130.html> [13.1.2022].
- „Namensänderung“. 2021. In: *österreich.gv.at*. <https://www.oesterreich.gv.at/themen/dokumente_und_recht/namensaenderung.html> [26.1.2022].
- „Vorname des Kindes“. 2021. In: *österreich.gv.at*. <https://www.oesterreich.gv.at/themen/familie_und_partnerschaft/geburt/3/3/Seite.182101.html> [19.1.2022].

6.3 Gesetzestexte

BGB1. Nr. 412/1975, Bundesgesetz zur Neuordnung der persönlichen Rechtswirkung der Ehe.

BGB1. I Nr. 25/1995, Bundesgesetz, mit dem das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch, das Ehegesetz, das Außerstreitgesetz, das Personenstandsgesetz, das Namensänderungsgesetz und das Gerichtsgebührengesetz geändert werden (Namensrechtsänderungsgesetz — **NamRÄG**).

Änderung des JGS Nr. 946/1811, BGBl. I Nr. 58/2010, BGBl. I Nr. 68/2012, Regierungsvorlage zum Bundesgesetz, mit dem das Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, das Außerstreitgesetz, das Ehegesetz, das Justizbetreuungsagentur-Gesetz, das Rechtspflegergesetz, das Gerichtsgebührengesetz, das Bundesgesetz zur Durchführung des Übereinkommens vom 25. Oktober 1980 über die zivilrechtlichen Aspekte internationaler Kindesentführung und das Namensänderungsgesetz geändert werden (Kindschafts- und Namensrechtsänderungsgesetz 2013 – **KindNamRÄG 2013**).

6.4 Sonstige Quellen

[BL] *Belonging*, Ethnographie 17.3. - 2.6.2021, Wien: (in)formelle Gespräche (G2, G3, m&w) Autoethnographie, Reflexionen.

[CVD] *Codeverteilungsdiagramm*

Anita (G2, w). 11.1.2022, Kärnten (AUT), 01:02:03min.

Eleonore/Heinz (G1, w&m). 28.10.2021, Kärnten (AUT), 00:48:11min.

Elisabeth/Friedrich (G1, w&m). 23.3.2022, Niederösterreich (AUT), 00:50:27min.

Jennifer (G2, w). 12.4.2022, Kärnten (AUT), 50:02min.

Lou (G3, w). 26.11.2021, Kärnten (AUT), 56:59min.

Margit (G1, w). 2.11.2021, Steiermark (AUT), 30-45min.

Oskar (G3, m). 22.11.2021, Wien (AUT), 01:08:22min.

Quinn (G3, d). 9.3.2022, Wien (AUT), 01:11:07min.

Robert (G3, m). 21.11.2021, Wien (AUT), 01:06:46min.

Valentin (G2, m). 14.1.2022, Kärnten (AUT), 02:05:30min.

[FN] *Feldnotizen* 29.10.2021 - 17.8.2022, S. 1-68: Kommentare zu Beobachtungen und (in)formellen Gesprächen, Autoethnographie, Reflexionen.

[FT] *Forschungstagebuch* 20.10.2021 - 3.5.2022, S. 1-26: Ideen, persönlicher Zugang, Gedanken zum Forschungsverlauf.

[GB] *Gedankenbuch*, Oktober 2021 - August 2022, S. 1-72: handschriftliche Vermerke.

[ITK] *Interviewtranskription*

_ Bonus, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Quinn 9.3.2022.

_ G1, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022.

_ G2, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022, Valentin 14.1.2022.

_G3, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Lou 26.11.2021, Oskar 22.11.2021, Robert 21.11.2021.

_m, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Oskar 22.11.2021, Robert 21.11.2021, Valentin 14.1.2022; BL 26.5.2021, 31.5.2021.

_w, erstellt am 19.5.2022, Auswertungsgrundlage: ITK Eleonore/Heinz 28.10.2021, Elisabeth/Friedrich 23.3.2022, Anita 11.1.2022, Jennifer 12.4.2022, Lou 26.11.2021; BL 20.5.2021, 25.5.2021, 28.5.2021.

[MG] *Minigames*, Auswertung erstellt am 9.5.2022, Tabelle: drei Aufgaben, sieben Teilnehmer*innen (G2, G3, m&w).

7 **Abbildungsverzeichnis**

Tabelle 1: Anonymisierung.....	26
Abbildung 1: strukturelle Zusammenhänge	95
Abbildung 2: Prioritätendiagramm_G1.....	99
Abbildung 3: Prioritätendiagramm_G2.....	101
Abbildung 4: Prioritätendiagramm_G3.....	104
Abbildung 5: Prioritätendiagramm_G4.1.....	108
Abbildung 6: Prioritätendiagramm_G4.2.....	108

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

BDST	Bedeutungsstruktur
BL	<i>Belonging</i> -Forschung
CVD	Codeverteilungsdiagramm
FN	Feldnotizen
FT	Forschungstagebuch
G1	Generation 1, älteste Interviewees (geb. 1920-40)
G2	Generation 2, (geb. 1950-70)
G3	Generation 3, jüngste Interviewees (geb. 1990-2010)
GB	Gedankenbuch
GTM	<i>Grounded Theory Method</i>
ITK	Interviewtranskription
KSA	Kultur- und Sozialanthropologie
MG	Minigames

Abstract

Zusammenfassung (Deutsch)

Der alltägliche Begriff Identitätsnachweis steht für ein Dokument, auf dem der Name als eines der wichtigsten Mittel zur Identifizierung einer Person angegeben ist. Dies legt nahe, dass Namen sich in einer Wechselwirkung mit Identität befinden. Werden die beiden Konzepte einzeln untersucht, ist ihr Zusammenhang weniger offensichtlich. Aus der Sicht des globalen Westens zeichnet Namen ein funktionaler Nutzen aus. Sie folgen meist staatlichen, administrativen Gesetzmäßigkeiten und finden durch Traditionen Anklang in der Gesellschaft. Identität hingegen ist schwieriger zu fassen, denn Veränderlichkeit und Interdisziplinarität charakterisieren ihre Existenz.

Die Meinungen zu Namen und Identität fallen unterschiedlich aus. Einige Personen assoziieren Namen mit Namenästhetik oder dem sentimental, familiären Bezug, der damit einhergeht. Andere schreiben ihrem Namen sinnbildliche Bedeutungen zu und verbinden ihn tendenziell stärker mit ihrem Ich als ihrer Familie. Bei Identität sind sich wenige ihrer Aussagen wirklich sicher. Auffällig ist jedoch, dass ältere Menschen weniger Wissen und Bewusstsein für Identität aufweisen als jüngere. Eine empirische, qualitative Datenerhebung in Anlehnung an die *Grounded Theory Method* mit schrittweiser Auswertung im Stil der objektiven Hermeneutik gibt diese Tendenzen in Form einer Bedeutungsstruktur wieder. Im Zentrum der Untersuchung steht die Frage, wie sich der soziale Stellenwert von Namen in Österreich durch generationsspezifische Zugänge zu Identität verändert. Im Vergleich der Ansichten von drei Generationen (G1, G2, G3) bildet sich ein konkreter Unterschied der Prioritätenverteilung hinsichtlich Vornamen, Nachnamen und Identität ab. G1 (geb. 1920-40) sehen aufgrund ihrer hierarchisch organisierten Familienkonstellationen in Nachnamen die größte Bedeutung und identifizieren Identität als noch weniger relevant als Vornamen. In G2 (geb. 1950-70) nimmt der Vorname die Position des höchsten sozialen Stellenwertes ein. Sie interpretieren Identität zunehmend als Ich-bezogen und nehmen sie deswegen noch vor Nachnamen als am zweit wichtigsten wahr. Die jüngste Generation (G3, geb. 1990-2010) schreibt Identität statt Vornamen den größten sozialen Stellenwert zu, misst aber Vornamen dennoch mehr Bedeutung bei als Nachnamen.

Der aussagekräftigste Anhaltspunkt für die generationsspezifische Veränderung des sozialen Stellenwerts von Namen ist demnach das allgemein verbreitete Wissen über Identität und die Wertigkeit, die jede Einzelperson ihr für ihr eigenes Dasein oder das Leben in der Gesellschaft zuschreibt. Die Bedeutungsstruktur „Generationswandel“ belegt somit, dass sowohl Vor- als auch Nachnamen einem Wandel unterliegen, der auf dem zukünftig stetig steigenden Identitätsbewusstsein der österreichischen Bevölkerung beruht.

Abstract (English)

A merely bureaucratic proof of identity is an official document featuring the name as one of the most important means for identification. Quite literally, an ID-card suggests that names highly correlate with identity. On a scientific level, the connection of these concepts is less obvious. From a 'western' point of view, names are characterised by their functional use, typically follow governmental or administrative regulations and find favour in society through traditions. Identity, on the other hand, appears more complex due to the fact that changeability and interdisciplinarity mark its uniqueness.

People of different ages hold extremely diverse opinions in matters of names and identity. Some associate their name with name aesthetics or bear its ancestral quality in mind. Others ascribe allegorical meanings to it and tend to affiliate names with their self rather than their family. As to identity, only few are effectively sure of their beliefs. It is striking, however, that older people tend to show less knowledge and awareness of identity than younger ones. An empirical, qualitative data collection following the Grounded Theory Method has uncovered certain tendencies in this regard. The subsequent step-by-step evaluation in style of objective hermeneutics described that these findings follow structural meaning. Hence, this study focuses on the question how the social significance of names in Austria is dependent on generation-specific approaches to identity. Consequently, the comparative procedure concentrates on the diverging perspectives of three generations (G1, G2, G3) regarding first names, surnames/family names and identity. Due to their hierarchically organised family constellations, G1 (born 1920-40) identifies the most value in surnames and ascribes less relevance to identity than to first names. In G2 (born 1950-70) the first name takes on the highest social significance. By trend these people interpret identity as ego-related and therefore refer to it as second most important aspect, ranking surnames as the least significant out of the three. The youngest generation (G3, born 1990-2010) senses the highest social value in identity and equally perceives first names as more important than surnames.

In conclusion, the most significant indication of generational change in the social value of names is the common knowledge about identity and the value each individual ascribes to it. The meaning structure "generational change" thus proves that both first names and surnames are subject to such change. Ultimately, this future development is based on the steadily increasing identity consciousness of the Austrian society.